



Leseprobe

Ian Kershaw

Wendepunkte

Schlüsselentscheidungen im
Zweiten Weltkrieg

Bestellen Sie mit einem Klick für 20,00 €



Seiten: 736

Erscheinungstermin: 20. September 2010

Mehr Informationen zum Buch gibt es auf

www.penguinrandomhouse.de

Inhalte

- Buch lesen
- Mehr zum Autor

Zum Buch

Entscheidungen, die Geschichte machten

Der Beginn des Zweiten Weltkriegs stellte die Regierungschefs der Welt vor lebenswichtige Entscheidungen. In London, Berlin, Washington, Rom, Moskau und Tokio mussten Politiker und Generäle weitreichende Beschlüsse fassen. Ian Kershaw nimmt zehn Entscheidungen, die für den Verlauf des Zweiten Weltkriegs von zentraler Bedeutung waren, in den Blick und macht deutlich, dass in diesem Kampf nichts vorherbestimmt war.

Die Ereignisse, die den Beginn des Zweiten Weltkriegs markierten, versetzten weite Teile der Welt in eine Art Schockzustand. Plötzlich schien es keine Regeln mehr zu geben. Die Aggressoren kannten für ihr Tun keine Grenzen, für ihre Opfer aber zogen dunkle Zeiten herauf. Im Strudel dieser Ereignisse sah sich eine kleine Gruppe von Politikern mit zentralen Entscheidungen konfrontiert, die in dieser Auseinandersetzung Triumph oder Untergang bedeuten konnten.

In seinem glänzend geschriebenen Buch »Wendepunkte« vermittelt der Historiker Ian Kershaw dem Leser einen einzigartigen Eindruck davon, wie groß der Entscheidungsspielraum der einzelnen Politiker tatsächlich war und welche Rolle ihre ganz individuelle Persönlichkeit spielte: Warum entschloss sich Churchill, nach der französischen Kapitulation weiterzukämpfen? Warum vertraute Stalin darauf, dass Hitler die UdSSR nicht überfallen würde? Und warum griffen die Japaner Pearl Harbor an? Diese und weitere Entscheidungen veränderten den Lauf der Welt.

Die zehn wichtigsten Entscheidungen des Zweiten Weltkriegs und die Männer, die sie trafen.

Ian Kershaw

WENDEPUNKTE

Schlüsselentscheidungen im
Zweiten Weltkrieg
1940/41

Aus dem Englischen von
Klaus-Dieter Schmidt

Pantheon

Die Originalausgabe erschien 2007 unter dem Titel
Fateful Choices. Ten Decisions That Changed the World, 1940–1941
bei Allen Lane (an Imprint of Penguin Books, London).



FSC

Mix

Produktgruppe aus vorbildlich
bewirtschafteten Wäldern und
anderen kontrollierten Herkünften

Zert.-Nr. SGS-COC-001940
www.fsc.org
© 1996 Forest Stewardship Council

Verlagsgruppe Random House FSC-DEU-0100
Das für dieses Buch verwendete FSC-zertifizierte Papier EOS
liefert Salzer, St. Pölten.

Der Pantheon Verlag ist ein Unternehmen der Verlagsgruppe
Random House GmbH.

Erste Auflage
September 2010

Copyright © Ian Kershaw 2007
Copyright © der deutschsprachigen Ausgabe 2008
by Deutsche Verlags-Anstalt, München,
in der Verlagsgruppe Random House GmbH

Umschlaggestaltung: Jorge Schmidt, München
Lektorat: Jörg Später
Satz: Boer Verlagsservice, Grafrath
Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck
Printed in Germany 2010
ISBN: 978-3-570-55120-2

www.pantheon-verlag.de

Inhalt

Handelnde Personen	7
Vorrede	15
1 London, Frühjahr 1940 Großbritannien beschließt, weiterzukämpfen	25
2 Berlin, Sommer und Herbst 1940 Hitler beschließt, die Sowjetunion anzugreifen	77
3 Tokio, Sommer und Herbst 1940 Japan beschließt, die »goldene Gelegenheit« zu ergreifen	121
4 Rom, Sommer und Herbst 1940 Mussolini beschließt, sich seinen Teil zu nehmen	169
5 Washington, Sommer 1940 bis Frühjahr 1941 Roosevelt beschließt, Hilfe zu leisten	235
6 Moskau, Frühjahr und Sommer 1941 Stalin beschließt, es besser zu wissen	309
7 Washington, Sommer und Herbst 1941 Roosevelt beschließt, einen unerklärten Krieg zu führen	375
8 Tokio, Herbst 1941 Japan beschließt, in den Krieg einzutreten	417
9 Berlin, Herbst 1941 Hitler beschließt, den Vereinigten Staaten den Krieg zu erklären.	481
10 Berlin/Ostpreußen, Sommer und Herbst 1941 Hitler beschließt, die Juden zu ermorden	541
Schlussbetrachtung	589

INHALT

Danksagung	607
Abkürzungen	611
Anmerkungen	612
Bibliografie	695
Bildnachweis	717
Personenregister	719
Ortsregister	725
Karten	731

Handelnde Personen

Die Hauptakteure der wichtigsten Länder in dem dramatischen Geschehen der Jahre 1940/41 waren:

Großbritannien

CLEMENT ATTLEE, seit 1935 Vorsitzender der Labour Party; Lordsiegelbewahrer in Churchills Kriegskabinett.

ALEXANDER CADOGAN, Ständiger Unterstaatssekretär im Außenministerium (Chef des diplomatischen Stabes).

NEVILLE CHAMBERLAIN, Premierminister von 1937 bis zu seinem Rücktritt am 10. Mai 1940; danach Mitglied des Kriegskabinetts, bis ihn wenige Wochen vor seinem Tod am 9. November 1940 eine schwere Erkrankung zur Aufgabe seines Regierungsamts (und des Vorsitzes der Konservativen Partei) zwang.

WINSTON CHURCHILL, am 10. Mai 1940 nach einem Jahrzehnt im politischen Abseits zum Premierminister ernannt; übernahm auch den Posten des Verteidigungsministers; nach Chamberlains Rücktritt Vorsitzender der Konservativen Partei.

STAFFORD CRIPPS, ab Mai 1940 Botschafter in Moskau.

ARTHUR GREENWOOD, seit 1935 stellvertretender Vorsitzender der Labour Party; Minister ohne Geschäftsbereich (verantwortlich für Wirtschaftsfragen) in Churchills Kriegskabinett.

LORD GORT, Feldmarschall, Oberbefehlshaber der britischen Expeditionstruppen, der im Mai 1940 den Entschluss fasste, seine Truppen zur Evakuierung nach Dünkirchen zurückzuziehen.

LORD HALIFAX, von 1938 bis zu seiner Ernennung zum Botschafter in Washington im Januar 1941 Außenminister.

DAVID LLOYD GEORGE, ehemaliger Premierminister (1916–1922), in dem 1940 manche (einschließlich er selbst) den künftigen Regierungschef sahen, falls man mit Deutschland eine Friedensregelung finden könne.

LORD LOTHIAN, britischer Botschafter in Washington; eröffnete den Amerikanern im November 1940 die finanzielle Notlage Großbritanniens, was zum Lend-Lease-Gesetz führte, das die Unterstützung Großbritanniens mit kriegswichtigem Material ermöglichte; verstarb im folgenden Monat.

ARCHIBALD SINCLAIR, seit 1935 Fraktionsvorsitzender der Liberalen Partei im Unterhaus; Luftfahrtminister in Churchills Regierung; nahm an den Beratungen des Kriegskabinetts von Ende Mai 1940 teil.

Deutschland

WALTHER VON BRAUCHITSCH, Generalfeldmarschall, 1938 bis Dezember 1941 Oberbefehlshaber des Heeres.

KARL DÖNITZ, Vizeadmiral, Befehlshaber der U-Boot-Flotte.

ADOLF EICHMANN, Chef des Judenreferats im Reichssicherheitshauptamt; gegenüber Heydrich verantwortlich für die Deportation der Juden; praktisch der »Manager« der »Endlösung«.

HANS FRANK, Generalgouverneur des besetzten Polen.

JOSEPH GOEBBELS, seit März 1933 Reichsminister für Volksaufklärung und Propaganda.

HERMANN GÖRING, »Reichsmarschall« und Oberbefehlshaber der Luftwaffe; seit 1936 Beauftragter für den Vierjahresplan; Hitlers designierter Nachfolger.

ARTHUR GREISER, Reichsstatthalter und Chef der NSDAP im sogenannten Warthegau, dem im Herbst 1939 annektierten Westpolen.

FRANZ HALDER, Generaloberst, Generalstabschef des Heeres; für die militärische Planung verantwortlich.

REINHARD HEYDRICH, direkter Untergebener Himmlers; Chef des Reichssicherheitshauptamts; für die Durchführung der »Endlösung der Judenfrage« verantwortlich.

HEINRICH HIMMLER, seit 1929 Führer der SS, später »Reichsführer«; 1936 zum Chef der Deutschen Polizei ernannt; seit 1939 zusätzlich »Reichskommissar zur Festigung des deutschen Volkstums« (als der er das letzte Wort in Bezug auf die geplante Bevölkerungsverschiebung in Osteuropa hatte).

ADOLF HITLER, seit 1921 Führer der NSDAP; seit Januar 1933 Reichskanz-

ler; seit August 1934 zudem Staatsoberhaupt; besaß seit Februar 1938 die oberste und direkte Leitung des neu geschaffenen Oberkommandos der Wehrmacht; seit 1939 offiziell nur noch als »Führer« angesprochen; befand sich 1940 nach dem Sieg über Frankreich auf dem Höhepunkt seiner Macht.

ALFRED JODL, Generalmajor, als Chef des Wehrmachtführungsstabs für die strategische Gesamtplanung verantwortlich; Hitlers wichtigster Berater in Fragen der militärischen Strategie und Operationen und diesem treu ergeben.

WILHELM KEITEL, Generalfeldmarschall, seit Februar 1938 Chef des Oberkommandos der Wehrmacht; als solcher Hitler uneingeschränkt untergeordnet.

HEINRICH MÜLLER, seit 1937 Chef der Gestapo; direkter Untergebener Heydrichs.

EUGEN OTT, Weltkrieg-I- und Reichswehroffizier, seit 1938 Botschafter in Tokio.

ERICH RAEDER, Großadmiral, Oberbefehlshaber der Kriegsmarine.

JOACHIM VON RIBBENTROP, seit Februar 1938 Außenminister.

ALFRED ROSENBERG, ab Juli 1941 Reichsminister für die besetzten Ostgebiete.

GRAF FRIEDRICH WERNER VON DER SCHULENBURG, seit 1934 Botschafter in Moskau.

WALTER WARLIMONT, Generalmajor, seit November 1938 Leiter der Abteilung Landesverteidigung im Wehrmachtführungsstab; Stellvertreter Jodls.

ERNST VON WEIZSÄCKER, seit März 1938 Staatssekretär im Auswärtigen Amt; Chef des diplomatischen Stabs; hatte eine gespannte Beziehung zu Ribbentrop.

Japan

HIROHITO, Kaiser seit 1926, in der Nachfolge seines Vaters Yoshihito; heiliges Symbol der »Showa«-Zeit (Showa bedeutet »erleuchteter Frieden«).

KOICHI KIDO, Marquis, als Kaiserlicher Siegelbewahrer (seit 1. Juni 1940) wichtigster Berater des Kaisers.

FUMIMARO KONOE, Fürst, seit 1937, als der Krieg gegen China begann,

- Ministerpräsident; im Januar 1939 zurückgetreten; im Juli 1940 erneut zum Ministerpräsidenten ernannt; im Juli 1941 (nominell) mit dem gesamten Kabinett zurückgetreten und sofort wieder zum Regierungschef berufen; nach dem Scheitern seiner Politik am 16. Oktober 1941 endgültig zurückgetreten.
- SABURO KURUSU, früherer Botschafter in Berlin; im November 1941 als Sondergesandter nach Washington geschickt, um Nomura bei der Auslotung der Möglichkeiten einer Verhinderung des Krieges zu unterstützen.
- YOSUKE MATSUOKA, von Juli 1940 bis Juli 1941 Außenminister; eigenwilliger Verfechter der Achse.
- OSAMI NAGANO, Admiral, Stabschef der Marine.
- KICHISABURO NOMURA, ab April 1941 Botschafter in Washington.
- KOSHIRO OIKAWA, Admiral, von September 1940 bis Oktober 1941 Marineminister.
- HIROSHI OSHIMA, 1938/39 und ab Februar 1941 Botschafter in Berlin; Befürworter der Achse.
- SHIGETARO SHIMADA, im Oktober 1941 Oikawas Nachfolger als Marineminister.
- GEN SUGIYAMA, General, 1937 Heeresminister; später Chef des Generalstabs des Heeres.
- SHIGENORI TOGO, ehemaliger Botschafter in Berlin und Moskau; im Oktober 1941 als Nachfolger Toyodas auf den Posten des Außenministers in der Regierung Tojo berufen.
- HIDEKI TOJO, General, ehemaliger Stabschef der Kwantungarmee; Heeresminister in der zweiten Regierung Konoe; ab Oktober 1941 Ministerpräsident.
- TEIJIRO TOYODA, 1940 stellvertretender Marineminister; von Juli bis Oktober 1941 als Nachfolger Matsuokas Außenminister.
- ISOROKU YAMAMOTO, Admiral, ehemaliger stellvertretender Marineminister; Architekt des Plans für den Angriff auf Pearl Harbor; Kommandeur der Angriffsflotte.
- MITSUMASA YONAI, Admiral, von Januar bis Juli 1940 Konoes Vorgänger als Ministerpräsident.
- ZENGO YOSHIDA, Admiral, von Juli bis September 1940 Marineminister (trat aus Gesundheitsgründen zurück).

Italien

DINO ALFIERI, seit Mai 1940 Botschafter in Berlin; der deutschen Führung genehmer als Attolico.

BERNARDO ATTOLICO, seit 1935 Botschafter in Berlin, bis Hitler Ende April 1940 aufgrund seiner Ablehnung der italienischen Kriegsteilnahme um seine Rückberufung ersuchte.

PIETRO BADOGLIO, Marschall, kommandierte 1935/36 die siegreichen italienischen Truppen in Abessinien; wichtiger Militärberater Mussolinis; trat im Dezember 1940 nach dem Debakel in Griechenland als Chef des Generalstabs zurück.

DOMENICO CAVAGNARI, Admiral, Stabschef der Marine und bis zu seinem Rücktritt im Dezember 1940 Staatssekretär im Marineministerium.

GRAF GALEAZZO CIANO, seit 1936 Außenminister; mit Mussolinis Tochter Edda verheiratet.

RODOLFO GRAZIANI, Marschall, ehemaliger Vizekönig von Abessinien; 1939–1941 Stabschef des Heeres; 1940/41 italienischer Befehlshaber in Nordafrika.

FRANCESCO JACOMONI, seit 1939 Gouverneur von Albanien.

BENITO MUSSOLINI, seit 1919 Vorsitzender der »Fasci di combattimento«; seit 1922 Regierungschef; hatte seit 1933 außerdem als Kriegs-, Marine- und Luftfahrtminister die Kontrolle über die Streitkräfte; 1936 nach dem Sieg über Abessinien befand er sich – gestärkt durch den künstlich geschaffenen Kult um den »Duce« – auf dem Höhepunkt seiner Popularität und innenpolitischen Macht; außenpolitisch war er bis 1940 zunehmend in den Schatten Hitlers geraten.

FRANCESCO PRICOLO, General, 1939–1941 Stabschef der Luftwaffe.

MARIO ROATTA, General, 1939–1941 stellvertretender Generalstabschef des Heeres.

UBALDO SODDU, General, seit 1939 Staatssekretär im Kriegsministerium und ab Juni 1940 stellvertretender Chef des Oberkommandos der Streitkräfte; Mussolinis engster Militärberater; löste im November 1940 Visconti Prasca als Befehlshaber in Albanien ab, offenbarte im Griechenlandfeldzug aber bald Unzulänglichkeiten; trat im Januar 1941 aus Gesundheitsgründen zurück.

VIKTOR EMANUEL III., König von Italien (seit 1900); auch Kaiser von

Abessinien und König von Albanien; als Staatsoberhaupt war er letztlich auch Mussolinis Vorgesetzter (wie dessen Entmachtung und Festnahme im Juli 1943 zeigen sollten).

GRAF SEBASTIANO VISCONTI-PRASCA, General, unfähiger Militärbefehlshaber in Albanien; im November 1940 als einer der Sündenböcke für das Scheitern der Offensive in Griechenland fallengelassen.

Vereinigte Staaten von Amerika

JOSEPH C. GREW, langjähriger, äußerst erfahrener und befähigter Botschafter in Tokio; 1941 einer der eifrigsten Befürworter von Versuchen zur Beilegung der sich ausweitenden Krise.

HARRY HOPKINS, Roosevelts trotz schwerer Krankheit höchst tatkräftiger »Feuerwehrmann«; als Freund des Präsidenten und Mitglied von dessen engstem Kreis wurde er gelegentlich bei besonders wichtigen Missionen als persönlicher Abgesandter eingesetzt.

STANLEY K. HORNBECK, Cordell Hulls Chefberater für den Fernen Osten; ein ausgesprochener »Falke« im Hinblick auf die von Japan ausgehende Bedrohung.

CORDELL HULL, seit 1933 Außenminister; glaubte zwar an die von Präsident Woodrow Wilson am Ende des Ersten Weltkriegs proklamierten Prinzipien der Selbstbestimmung und der internationalen Zusammenarbeit, sah sich aber 1941 in langwierigen Verhandlungen mit Japan genötigt, auf einen harten Kurs einzuschwenken.

HAROLD L. ICKES, Innenminister und entschiedener Befürworter des amerikanischen Kriegseintritts.

WILLIAM FRANKLIN »FRANK« KNOX, ab Juni 1940 Marineminister; Republikaner, der zusammen mit Stimson für eine härtere Verteidigungspolitik eintrat, als Roosevelt zu verfolgen bereit war.

GEORGE C. MARSHALL, General, seit 1939 Stabschef des Heeres; ausgezeichnete Organisator, der eine rasche und umfangreiche Vergrößerung des Heeres forderte, die zwischen dem Beginn des Krieges in Europa und dem Angriff auf Pearl Harbor unter seiner Leitung durchgeführt wurde.

HENRY MORGENTHAU JR., Finanzminister; nachdrücklicher Verfechter der Wirtschaftshilfe für Großbritannien; mit der Organisation der Kriegsproduktion beauftragt.

FRANKLIN D. ROOSEVELT, seit März 1933 Präsident; 1936 wiedergewählt; im November 1940 für eine dritte Amtszeit erneut gewählt; bis Ende der dreißiger Jahre hauptsächlich mit der Überwindung der Folgen der Weltwirtschaftskrise im Innern beschäftigt; danach setzte er aus zunehmender Sorge wegen der von Deutschland und Japan ausgehenden Bedrohung ein Rüstungsprogramm in Gang, das im Lauf der Zeit gewaltige Ausmaße annehmen sollte.

HAROLD R. STARK, Admiral, seit 1939 Operationschef der Marine; einer der entscheidenden Befürworter der Forderung, dem Atlantik vor dem Pazifik die Planungspriorität einzuräumen.

LAURENCE STEINHARDT, seit 1939 Botschafter in Moskau.

HENRY L. STIMSON, ab Juni 1940 Kriegsminister; nachdrücklicher Befürworter des amerikanischen Kriegseintritts.

SUMNER WELLES, Staatssekretär im Außenministerium; stand Roosevelt nahe, was zu Spannungen im Verhältnis zu Hull führte.

Sowjetunion

LAWRENTI BERIJA, seit 1938 Chef des NKWD; für die innere Sicherheit verantwortlich.

WLADIMIR DEKANOSOW, ab Dezember 1940 Botschafter in Berlin.

FILIP GOLIKOW, General, Chef des militärischen Nachrichtendienstes.

GEORGI MALENKOW, Stalins rechte Hand im Generalsekretariat der Kommunistischen Partei und Chef der Parteibürokratie; nach dem deutschen Überfall mit der Evakuierung der Industrie in den Osten und dem Nachschub der Roten Armee beauftragt.

IWAN MAISKI, seit 1932 Botschafter in London.

WSEWOLOD MERKULOW, Volkskommissar für Staatssicherheit (Chef des Auslandsnachrichtendienstes, der im Februar 1941 von Berijas NKWD abgespalten wurde und mit einer eigenständigen Organisation neben dem militärischen Nachrichtendienst agierte).

ANASTAS MIKOJAN, gehörte zu Stalins engstem Kreis im Politbüro; für den Außenhandel verantwortlich.

WJATSCHESLAW MOLOTOW, seit Mai 1939 Volkskommissar für Auswärtige Angelegenheiten und bis zum 5. Mai 1941 Vorsitzender des Rats der Volkskommissare (also Ministerpräsident).

HANDELNDE PERSONEN

KONSTANTIN UMANSKI, seit 1939 Botschafter in Washington.

JOSEF STALIN, Generalsekretär der Kommunistischen Partei; ab 5. Mai 1941 Vorsitzender des Rats der Volkskommissare; hatte als unangefochtener Herrscher über die Sowjetunion alle Hebel der politischen und militärischen Macht in der Hand.

SEMJON K. TIMOSCHENKO, Marschall, ab Mai 1940 Verteidigungsminister; für Organisation und Ausbildung der Roten Armee verantwortlich.

KLIMENT WOROSCHILOW, Marschall, bis Mai 1940 Verteidigungsminister; langjähriger Militärberater Stalins.

GEORGI SCHUKOW, Marschall, wurde 1939 als Kommandeur im Konflikt mit japanischen Truppen an der manschurisch-mongolischen Grenze bekannt; ab Januar 1941 Generalstabschef der Roten Armee.

Vorrede

Noch heute ist zu spüren, wie sehr der Zweite Weltkrieg das 20. Jahrhundert umgestaltet hat. Und der Verlauf dieses Krieges – des schrecklichsten der Geschichte – wurde weitgehend bestimmt durch eine Reihe schicksalhafter Entschlüsse, welche die Führer der Großmächte innerhalb von nicht mehr als neunzehn Monaten, zwischen Mai 1940 und Dezember 1941, fassten. Diese beiden Gedanken liegen den folgenden Kapiteln zugrunde.

Je näher das Ende des 20. Jahrhunderts rückte, desto deutlicher wurde, dass der Zweite Weltkrieg seine prägende Periode gewesen war. Selbstverständlich war der Erste Weltkrieg die »Urkatastrophe«.¹ Er stürzte politische Regime (das Russische, das Habsburgische und das Osmanische Reich, die deutsche Monarchie), zerstörte Wirtschaften und hinterließ schwelende Wunden, welche die politische Mentalität prägten. Auch waren die höchst anfälligen, instabilen Gesellschaften und politischen Strukturen, die aus dem globalen Krieg hervorgingen, nur von kurzer Dauer. Aufgrund der gewaltigen sozialen, ökonomischen und politischen Kosten des scheinbar sinnlosen vierjährigen Gemetzels war ein neuer Flächenbrand stets wahrscheinlich und wurde im Lauf der Zeit immer unvermeidlicher. Der Zweite Weltkrieg führte ganz offensichtlich zu Ende, was im Ersten unerledigt geblieben war. Aber dieser zweite große Konflikt war nicht nur blutiger – er forderte über fünfzig Millionen Todesopfer, also vier- bis fünfmal so viele wie der Krieg von 1914 bis 1918 – und globaler als der erste, auch seine langfristigen Folgen und die durch ihn bewirkte Veränderung der Machtstrukturen der Welt waren einschneidender.²

Sowohl in Europa als auch im Fernen Osten gingen frühere Machtansprüche – diejenigen von Deutschland, Italien und Japan – im Malstrom der Zerstörung unter. Eine Mischung aus nationalem Bankrott und wiederauflebenden antikolonialen Bewegungen brachte das britische Empire zu Fall. Maos China war ein Hauptnutznießler des Endes der japanischen Vorherrschaft und der Unruhen im vom Krieg erschütterten Fernen Osten. Vor allem aber hielten sich zwei Supermächte, die

Vereinigten Staaten und die Sowjetunion, die vor 1939 gar nicht so überlegen und dominant gewesen waren, mit ihren Atomwaffenarsenalen in einem Kalten Krieg, der bis zum letzten Jahrzehnt des Jahrhunderts dauerte, gegenseitig in Schach. Die vom Zweiten Weltkrieg herbeigeführte Machtkonstellation mündete – zur Überraschung und Erleichterung vieler Zeitgenossen aus der Anfangsphase des Kalten Krieges – nicht in einen dritten verheerenden Konflikt, sondern bildete den Rahmen einer phönixgleichen Erholung sowohl Europas als auch des Fernen Ostens, deren wirtschaftlich treibenden Kräfte erstaunlicherweise das besiegte Deutschland (zumindest dessen Westteil) und das besiegte Japan waren.³ In die Nach-Nachkriegsära trat die Welt erst mit dem unvorhersehbaren (überwiegend) friedlichen Ende des Sowjetblocks in den Jahren 1989 bis 1991 ein. Die Folgen des Zweiten Weltkriegs waren also ebenso tief greifend wie dauerhaft und prägend.

Der Zweite Weltkrieg hinterließ der Menschheit zudem ein neues, grässliches Wort, das einen Tatbestand bezeichnet, der in zunehmendem Maß als eines der bestimmenden Merkmale des Jahrhunderts betrachtet werden musste: Genozid.⁴ Und obwohl das, was später »Holocaust« genannt werden sollte – der zielstrebig verfolgte Plan der Nationalsozialisten, alle Juden in ihrem Herrschaftsbereich zu ermorden –, ein in der Geschichte beispielloses genozidales Vorhaben, wenngleich nicht das einzige Verbrechen in diesem Jahrhundert der Gewalt war, drückte es den nachfolgenden Jahrzehnten am dauerhaftesten und tiefsten seinen Stempel auf. Politisch gesehen, ermöglichte und legitimierte das Gedenken an den Holocaust die Gründung des Staates Israel, die von einem Großteil der Welt befürwortet, von den arabischen Nachbarstaaten, die dadurch Land verloren, aber leidenschaftlich bekämpft wurde und zwangsläufig zu nicht enden wollendem und sogar zunehmendem Aufruhr im Nahen Osten führte – wiederum mit enormen Auswirkungen auf die übrige Welt. Außerdem hat die immer intensivere Beschäftigung mit dem Holocaust, je weiter er in die Geschichte zurücktrat, die Anschauungen über Rasse, Ethnizität und die Behandlung von Minderheiten nachhaltig beeinflusst und verändert. Die Ermordung der Juden hat nicht nur im Kontext des Zweiten Weltkriegs stattgefunden, sondern war ein integraler Bestandteil der deutschen Kriegführung und Politik, und in den nachfolgenden Jahrzehnten spielte dieser untrennbar zum Zweiten Weltkrieg gehörende Völkermord eine immer bedeutendere Rolle im historischen Bewusstsein.

Bis zum Mai 1940 wurden auf verschiedenen Kontinenten zwei separate Kriege ausgefochten. Der erste war der erbittert geführte Krieg in China, der 1937 durch den japanischen Angriff ausgelöst worden war, der zweite der europäische Krieg, der 1939 mit dem deutschen Überfall auf Polen begonnen hatte, dem zwei Tage später die Kriegserklärungen Frankreichs und Großbritanniens an Deutschland gefolgt waren. Furchtbare Gräueltaten – der Japaner in China und der Deutschen in Polen – waren bald zu Kennzeichen beider Kriege geworden. Doch der Genozid, der dann in Osteuropa stattfinden sollte, lag in dieser Phase, im Frühjahr 1940, noch in der Zukunft. Und obwohl der Krieg im Fernen Osten für die europäischen Mächte und die Vereinigten Staaten von vitalem Interesse war, blieb er bis zu diesem Zeitpunkt vom europäischen Krieg getrennt. Dieser hatte sich seinerseits (abgesehen von Albanien, das sich seit der italienischen Invasion im April 1939 unter italienischer Herrschaft befand) noch nicht über die von deutschen Truppen besetzten Teile Mittel- und Osteuropas hinaus ausgeweitet. Vielmehr hatte der Krieg in Europa umgekehrt zur Folge, dass man in Japan begierige Blicke auf plötzlich greifbar erscheinende reiche Beute in Ostasien warf, insbesondere auf Kosten der größten Kolonialmacht Großbritannien. Aber wie die japanische Führung sehr wohl wusste, bedeutete die Expansion nicht nur ein direktes Kräfteressen mit Großbritannien, sondern möglicherweise zudem eine noch weit gefährlichere Konfrontation mit den Vereinigten Staaten. Auch in Europa sprach alles für eine Ausweitung des Krieges. Im Herbst steckte Mussolini durch den Angriff auf Griechenland den Balkan in Brand, und am Ende des Jahres wurde Hitlers Beschluss, im folgenden Frühjahr in die Sowjetunion einzufallen, in eine förmliche militärische Direktive übersetzt. Unterdessen verstärkten die Vereinigten Staaten die Hilfsleistungen für das belagerte Großbritannien. Die ganze Welt wurde in raschem Tempo in einen einzigen gigantischen Krieg hineingezogen.

Gegenstand der folgenden Kapitel ist eine Reihe von miteinander verknüpften politischen Entscheidungen mit weit reichenden und dramatischen militärischen Folgen, die zwischen Mai 1940 und Dezember 1941 gefällt wurden und die beiden Kriege in Asien und Europa in einen wahrhaft globalen Konflikt zusammenführten, einen kolossalen Flächenbrand, in dessen Mittelpunkt ein Völkermord und beispiellose Grausamkeiten standen. Natürlich war der Krieg im Dezember 1941 noch lange

nicht zu Ende. In seinem Verlauf sollten noch weitere Wendepunkte geschehen und grundlegende Entscheidungen getroffen werden, die allerdings vorwiegend strategischer und taktischer Art waren. Und als gegen Kriegsende die Vorherrschaft der Alliierten feststand, wurde auf den Konferenzen von Jalta und Potsdam der geopolitische Rahmen der Nachkriegsordnung festgelegt – die Arena des bald darauf ausbrechenden Kalten Krieges. Dennoch wurden in den verbliebenen dreieinhalb Kriegsjahren im Wesentlichen die Konsequenzen aus den zwischen Mai 1940 und Dezember 1941 gefassten Entschlüssen gezogen.⁵ Es waren in der Tat schicksalhafte Entscheidungen, welche die Welt veränderten.

Die schicksalhaften Entschlüsse der politischen Führer Deutschlands, Großbritanniens, der Sowjetunion, der Vereinigten Staaten, Japans und Italiens waren entscheidend von den unterschiedlichen Systemen der jeweiligen Länder geprägt - zwei faschistische, zwei demokratische, ein kommunistisches und ein bürokratisch-autoritäres. In den folgenden Kapiteln wird die Genese dieser Entscheidungen nachverfolgt. Dabei erheben sich sofort damit zusammenhängende Fragen: Unter welchen Einflüssen standen die Entscheidungsträger? Wie weit waren Entscheidungen von Regierungsbürokratien vorgegeben oder von konkurrierenden Machtgruppen innerhalb der herrschenden Eliten beeinflusst?⁶ Wie rational waren die Entschlüsse hinsichtlich der Ziele der einzelnen Regime und angesichts der Erkenntnisse ihrer Nachrichtendienste? Wie viel Entscheidungsfreiheit besaßen einerseits die Kriegsführer, und wie weit bestimmten oder beschränkten andererseits äußere, unpersönliche Kräfte deren Entschlüsse? Inwieweit verringerte sich ihr Ermessensspielraum im Verlauf der fraglichen neunzehn Monate? Mit anderen Worten, wie weit verengte sich der Blickwinkel für Alternativen, oder verschwand er sogar ganz? Und welche kurz- und langfristigen Folgen hatten die Entschlüsse? Das sind nur einige der im Folgenden behandelten Fragen.

Im Rückblick scheint das Geschehen unausweichlich gewesen zu sein. Bei der Betrachtung der Geschichte von Kriegen gibt es, vielleicht noch mehr als bei der Beschäftigung mit Geschichte im Allgemeinen, den nahezu natürlichen teleologischen Drang, das tatsächliche Ergebnis der jeweiligen Entwicklung als das einzig mögliche anzusehen. In diesem Buch soll unter anderem gezeigt werden, dass es nicht so war, vor allem, wenn der Krieg vom Schreibtisch eines der Hauptstrategen aus betrachtet

wird – mit nur ungefähren Vorstellungen von den gegnerischen Plänen, unbestimmter Zukunft, zu beachtenden Optionen und zu fällenden Entscheidungen. Eine Entscheidung zu treffen, setzt voraus, dass man eine Wahl zwischen mehreren möglichen Alternativen hat. Für die Handelnden, selbst die am stärksten ideologisch geprägten (oder blinden), standen grundsätzliche Überlegungen auf dem Spiel; sie mussten bedeutsame Einschätzungen vornehmen und große Risiken eingehen. Einen unausweichlichen Weg, dem sie hätten folgen können, gab es nicht. Es wird daher in jedem Einzelfall gefragt werden, warum eine bestimmte Option den Vorzug erhielt, was zumeist die explizite Frage nach sich zieht, was geschehen wäre, wenn eine Alternative ergriffen worden wäre.

Dies soll keineswegs in kontrafaktische Spekulationen ausarten. Es gibt stets zu viele Variablen, als dass eine solche Herangehensweise produktiv sein könnte. Gleichwohl stellen Historiker zwangsläufig implizit kurzfristige kontrafaktische Überlegungen an, wenn sie Alternativen zu unmittelbar bevorstehenden Ereignissen oder Entwicklungen in Erwägung ziehen. Andernfalls wären sie nicht in der Lage, die Bedeutung der tatsächlichen Geschehnisse in vollem Umfang zu ermessen. Wenn im Folgenden Alternativen erwogen werden, dann also nicht als langfristige Projektionen oder Spekulationen über das »Was-wäre-wenn«, sondern als realistische, kurzfristige, von den tatsächlich gefällten Entscheidungen abweichende Optionen. Anders gesagt, die Betrachtung der hinter einem Entschluss stehenden Wahlmöglichkeiten trägt dazu bei, die konkreten Gründe zu erhellen, aus denen die jeweilige Entscheidung getroffen wurde.

Dieses Buch rekonstruiert zehn Entschlüsse mit Folgen. Drei von ihnen, sicherlich die weit reichendsten, wurden von Hitlers Regime gefasst: die Sowjetunion anzugreifen, den Vereinigten Staaten den Krieg zu erklären und die Juden zu ermorden. Die ausführliche Untersuchung dieser Entscheidungen spiegelt die überragende Rolle Deutschlands als Haupttriebkraft der hier interessierenden Ereignisse wider. Japan stand als dynamische Macht, die Entwicklungen anstieß, nur Deutschland nach, was in den beiden Kapiteln über japanische Entscheidungen zum Ausdruck kommt. Die im Wesentlichen reaktiven Entschlüsse Großbritanniens, der Sowjetunion und – auf andere Weise und mit selbstzerstörerischen Konsequenzen – Italiens werden in jeweils einem Kapitel behandelt, während

die Darstellung der immer bedeutenderen Rolle der Vereinigten Staaten zwei Kapitel erfordert. Andere Entscheidungen als die hier ausgewählten, etwa diejenige von Francos Spanien und von Vichyfrankreich, nicht aufseiten der Achse in den Krieg einzutreten, waren im Vergleich mit diesen weit reichenden Entschlüssen von deutlich geringerer Bedeutung.

Man kann natürlich mit einigem Recht einwenden, dass die Entscheidung mit den tief greifendsten Auswirkungen auf die Gestaltung der Nachkriegswelt nicht am Anfang, sondern am Ende des Zweiten Weltkriegs gefällt wurde: diejenige nämlich, auf die japanischen Städte Hiroschima und Nagasaki Atombomben abzuwerfen. Doch auch hierfür war eine frühere Entscheidung nötig gewesen – die Atombombe zu entwickeln –, die ebenfalls in den schicksalhaften Monaten von 1940/41 getroffen wurde. Nach vorbereitenden Arbeiten legten amerikanische Wissenschaftler mit den Forschungsmitteln, die nach dem Fall von Frankreich im Sommer 1941 in größerem Umfang bereitgestellt wurden, und mithilfe der Forschungsergebnisse von Exilwissenschaftlern in Großbritannien im Herbst 1941 die Grundlagen für den Bau der Atombombe. Einen Tag, bevor in Pearl Harbor japanische Bomben auf amerikanische Kriegsschiffe fielen, beschloss Präsident Franklin D. Roosevelt, trotz der riesigen Kosten und der notwendigen Beteiligung einer großen Zahl der fähigsten amerikanischen Wissenschaftler, die Atombombe entwickeln zu lassen. Ohne diese Entscheidung wäre sie nicht verfügbar gewesen, als sein Nachfolger Harry S. Truman sie in der Endphase des Krieges im August 1945 einsetzte.⁷ Als die Forschung für eine Atombombe in Auftrag gegeben wurde, war ihr möglicher Einsatz allerdings kaum mehr als eine ferne Vision.

Die in diesem Buch behandelten Entschlüsse hatten Auswirkungen, die zur Grundlage der nachfolgenden Entscheidungen wurden. So ergibt sich, während der Blickwinkel von einem Land zum nächsten wechselt, sowohl eine logische Folge von »angestoßenen« Ereignissen und Implikationen als auch ein chronologisches Muster. Die Darstellung beginnt mit der britischen Entscheidung vom Mai 1940, den Krieg weiterzuführen. Dabei handelte es sich keineswegs um die naheliegende oder gar selbstverständliche Entscheidung, als die sie im Licht der späteren Ereignisse (und einiger wirkungsvoller historischer Schriften) erscheinen mag.⁸ Vielmehr erwoג das Kabinett drei Tage lang ernsthaft die verschiedenen Optionen. Hintergrund war die Tatsache, dass der neue Premierminister sich noch in sein Amt einarbeiten musste, die britischen Expeditions-

truppen in Dünkirchen verloren zu sein schienen, von den Vereinigten Staaten vorläufig keine Hilfe zu erwarten war und eine deutsche Invasion unmittelbar bevorzustehen schien. Die schließlich getroffene Entscheidung, keinen Verhandlungsfrieden anzustreben, hatte direkte und weit reichende Konsequenzen nicht nur für Großbritannien, sondern auch für Deutschland.

Tatsächlich stellte diese eine Entscheidung Hitlers gesamte Kriegsstrategie in Frage. Da Großbritannien (aus seiner Sicht) unvernünftig handelte, der Krieg im Westen also nicht endete und im Hintergrund die Möglichkeit eines immer wahrscheinlicher werdenden amerikanischen Kriegseintritts lauerte, sah sich Hitler schon im Juli 1940 genötigt, mit den Vorbereitungen für einen risikoreichen Zweifrontenkrieg zu beginnen, den er nach einem Angriff auf die Sowjetunion im folgenden Jahr würde führen müssen. Zu einer konkreten Kriegsdirektive wurde dieser Notfallplan aber erst ein halbes Jahr später. In der Zwischenzeit gab es keinen zwangsläufigen Weg in den russischen Krieg. Selbst Hitler schien zu schwanken und unsicher zu sein. Er erwog eine ganze Reihe strategischer Möglichkeiten, verwarf sie aber schließlich alle. Diese im Sommer und Herbst 1940 diskutierten Optionen werden im zweiten Kapitel aus der Sicht Hitlers und seiner Berater dargestellt.

Der außergewöhnliche deutsche Sieg über Frankreich und der erwartete Zusammenbruch Großbritanniens lenkten den Blick der japanischen Führung auf Chancen, die unverzüglich durch eine Expansion nach Südostasien ergriffen sein wollten. Das dritte Kapitel wendet sich deshalb dem Fernen Osten und der Entscheidung für den Vorstoß nach Süden zu, der zwangsläufig die Gefahr eines Konflikts mit den Vereinigten Staaten mit sich brachte und daher den Weg nach Pearl Harbor vorzeichnete, den Japan im folgenden Jahr beschreiten sollte.

Auch in Europa hatte die rasche Niederlage Frankreichs unmittelbare und weit reichende Folgen. Das vierte Kapitel behandelt die Entscheidungen, vor denen die italienische Führung stand, während Mussolini die französische Niederlage nutzte, um sein Land in den Krieg zu führen, und anschließend durch seinen katastrophalen Entschluss, Griechenland anzugreifen, den Balkan ins Chaos stürzte. Die entscheidende Rolle der Vereinigten Staaten ist Gegenstand des fünften Kapitels. Es behandelt Roosevelts Drahtseilakt zwischen der isolationistischen Haltung der Öffentlichkeit und dem politischen Willen zur Intervention, um künftig

nicht nur Großbritannien auf jede Weise zu unterstützen, sondern auch sein Land schnellstens auf die volle Kriegsteilnahme vorzubereiten.

Das sechste Kapitel beschäftigt sich mit einer der rätselhaftesten Episoden des Krieges, die beinahe fatale Folgen für die Sowjetunion gehabt hätte: Stalins Entschluss, alle Warnungen und die konkreten Erkenntnisse seines eigenen Nachrichtendienstes über die bevorstehende deutsche Invasion in den Wind zu schlagen, sodass sein Land, als Deutschland am 22. Juni 1941 angriff, völlig unvorbereitet war und sich in einem desolaten Zustand befand. Der restliche Weg in den globalen Krieg war kurz, aber nicht ohne weitere Wendungen. Das siebente Kapitel ist der Entscheidung der amerikanischen Regierung gewidmet, im Atlantik auf provozierende Weise einen »unerklärten Krieg« gegen das Deutsche Reich zu führen. Es folgt im achten Kapitel eine Untersuchung des außerordentlichen japanischen Entschlusses, die Vereinigten Staaten anzugreifen. Er wurde gefasst, obwohl man das enorme Risiko kannte und sich der Tatsache bewusst war, dass die langfristigen Siegesschancen gering waren, sollte der Angriff nicht zum sofortigen totalen Vernichtungsschlag werden. Dies stand in direktem Kausalzusammenhang mit Hitlers Entscheidung, den Vereinigten Staaten den Krieg zu erklären, die unmittelbar nach Pearl Harbor gefällt wurde und lange als eine der merkwürdigsten des Zweiten Weltkrieges galt. Mit dieser Entscheidung, die im neunten Kapitel behandelt wird, stand die ganze Welt in Flammen.

Danach bleibt noch ein weiterer Entschluss – oder ein Bündel von Entschlüssen – zu analysieren. Dieser war zwar von anderer Art, aber unauf löslich mit dem Krieg verknüpft und gehörte zu seinen wesentlichen Merkmalen: der im Sommer und Herbst 1941 schrittweise, aber unaufhaltsam gefasste endgültige Entschluss, die europäischen Juden zu ermorden. Der komplexe Prozess des Übergangs von partiellen, begrenzten genozidalen Aktionen zum totalen Völkermord, in dem Impulse der NS-Theoretiker und ihrer Vollstrecker »an der Basis« vor allem in Osteuropa ineinandergriffen und einander verstärkten und der sich in den ersten Monaten des Jahres 1942 zur umfassenden »Endlösung« ausweitete, ist Gegenstand des letzten Kapitels.

Ende 1941, neunzehn Monate nach dem Beginn der deutschen Offensive in Westeuropa, war der Konflikt global und genozidal geworden. Der Krieg stand auf Messers Schneide. Zwar hatte der erste große sowjetische Gegenangriff den deutschen Vormarsch aufgehalten, aber die Wehr-

macht überstand – fürs Erste – die Wucht der Offensive der Roten Armee und den grimmigen russischen Winter, begann bald wieder ihre Kräfte zu sammeln und schickte sich an, bis zum Herbst 1942 weitere große Geländegewinne zu erzielen. Im Atlantik konnten die deutschen U-Boote im ersten Halbjahr 1942 beispiellose Erfolge verbuchen, und eine Zeitlang schien es, als würden die Alliierten den Seekrieg verlieren. In Europa und im Fernen Osten standen den Achsenmächten immer noch beträchtliche wirtschaftliche Ressourcen zur Verfügung.⁹ Und die von den Alliierten versprochene zweite Front war, zu Stalins anhaltender Verwunderung, nirgendwo in Sicht. Die amerikanische Wirtschaft war weiterhin nicht in einem Umfang auf die Kriegsproduktion umgestellt worden, der einen gleichzeitigen Sieg über Deutschland und Japan ermöglicht hätte. Unterdessen trieben die japanischen Truppen ihren brutalen Vormarsch im Fernen Osten voran. Im Februar 1942 sollten sie Singapur einnehmen, das lange Zeit als Bastion der britischen Macht in Südostasien angesehen worden war. Der Weg zur Eroberung Indiens, des Kernstücks des britischen Empires, schien offenzustehen. Die Achsenmächte befanden sich dem Anschein nach weiter im Aufwind. Erst im Rückblick wird erkennbar, dass sie kurz davor standen, das riesige Glücksspiel, auf das sie sich eingelassen hatten, zu verlieren, dass sie ihre Kapazitäten überdehnt hatten und dass die volle Kriegsteilnahme der Vereinigten Staaten, zusammen mit der außerordentlichen Zähigkeit der Sowjetunion und der letzten großen Kraftanstrengung Großbritanniens und des britischen Empires, ihre Niederlage immer unausweichlicher machte.¹⁰

Bis zu diesem Ende im Jahr 1945, als nach Hitlers Selbstmord zuerst die rasche Kapitulation des zerstörten Deutschland folgte und dann das kaiserliche Japan zur Aufgabe gezwungen wurde, war allerdings noch ein langer, verlustreicher Weg zurückzulegen. Millionen von Menschen verloren ihr Leben, und die Zerstörungen erreichten ein noch nie dagewesenes Ausmaß. Ende 1941 war dies alles noch fern. Aber die schicksalhaften Entscheidungen der beiden vorangegangenen Jahre hatten den Weg dorthin geebnet.

London, Frühjahr 1940

Großbritannien beschließt, weiterzukämpfen

Der PM [Premierminister] lehnte jede Fühlungnahme mit Musso[lini] ab. Es sei unwahrscheinlich, dass Hitler Bedingungen zustimmen würde, die für uns annehmbar wären, obwohl er die Gelegenheit ergreifen würde, wenn wir uns durch die Aufgabe von Malta und Gibraltar sowie einiger afrikanischer Kolonien aus dieser Klemme befreien würden. Aber der einzige sichere Weg sei, Hitler vor Augen zu führen, dass er uns nicht besiegen könne [...] Halifax meinte, dass es nicht schaden könne, Musso in Versuchung zu bringen und zu sehen, was dabei herauskommt. Wenn die Bedingungen unmöglich seien, könnten wir sie immer noch zurückweisen.

Neville Chamberlain, Tagebucheintrag vom 26. Mai 1940

»Künftige Generationen werden es wohl für bemerkenswert halten, dass jene letzte Frage, ob wir den Kampf allein fortsetzen sollten, niemals auf der Tagesordnung des Kriegskabinetts figurierte. Diese Männer aus allen Parteien im Staat hielten das für natürlich und selbstverständlich, und wir hatten viel zuviel zu tun, als dass wir unsere Zeit mit solch unrealen, akademischen Fragen hätten vergeuden können.«¹ Dies schrieb Winston Churchill in seinen Memoiren über den Zweiten Weltkrieg, die enormen Einfluss auf das historische Bild des Krieges hatten und den Mythos mitbegründeten, dem zufolge Großbritannien allein und in großer Not, aber mit eisernem Willen niemals auch nur für einen Augenblick in seiner Entschlossenheit geschwankt habe, den Kampf gegen ein mächtiges, siegreiches und unmittelbar bedrohliches Deutschland fortzuführen. Wenn man das Ende einer Geschichte kennt, fällt es immer schwer, sie nicht rückwärts von ihrem Ausgang her zu verstehen, vor allem, wenn sie von einer so einzigartigen Figur wie Churchill geschrieben worden ist. Er selbst steht wie kein anderer für den nationalen Durchhaltewillen, der sich in der grandiosen Rhetorik seiner Reden vom Sommer 1940 wider-

spiegelte, in denen er den Sieg in der »Schlacht um England« beschwor, den »Handschatz« über den Atlantik hinweg in Form ständig wachsender amerikanischer Hilfsleistungen. Doch Churchill wusste sehr gut, dass es in den düstersten Tagen im Mai 1940 anders aussah.

Es war eine von Angst geprägte Zeit. Die britischen Expeditionstruppen in Nordfrankreich und Belgien waren anscheinend verloren; das einst machtvolle französische Heer taumelte unter den Schlägen der deutschen Wehrmacht; sofortige Hilfe war weder aus den Vereinigten Staaten noch im direkten, praktischen Sinn aus den britischen Kolonien zu erwarten, und die Heimatverteidigung befand sich angesichts der sehr real gewordenen Gefahr einer Invasion in bedenklichem Zustand. Unter diesen Umständen wäre es höchst ungewöhnlich gewesen, hätte die britische Regierung die Frage, ob das Land weiterkämpfen könne oder solle, wirklich als »unreal« und »akademisch« betrachtet und keiner Diskussion würdig. Und tatsächlich stellte das Kriegskabinett, obwohl Churchill jeden Hinweis darauf getilgt hat, ernsthafte und ausführliche Überlegungen zu genau dieser Frage an: Sollte Großbritannien weiterkämpfen, oder sollte es akzeptieren, dass es in der gegenwärtigen Notlage am besten wäre, die Bedingungen eines Friedensschlusses zu erkunden?² Dies war die schwer wiegende Entscheidung, vor der die britische Führung während eines schicksalhaften Zeitraums von drei Tagen Ende Mai 1940 stand. Wie sie ausfiel, das sollte tief greifende Folgen nicht nur für Großbritannien, sondern auch für den allgemeinen Verlauf des Krieges in den nächsten Jahren haben.

I

Wie Großbritannien in eine derart bedrängte Lage geraten war, dass sich die Frage stellte, ob man aus einer Position der Schwäche um einen Friedensschluss geradezu bitten sollte, ist seither ausführlich untersucht und analysiert worden. Bereits 1940 gab eine viel gelesene und einflussreiche Polemik mit dem Titel *Guilty Men* – schuldige Männer –, die denjenigen Mitgliedern der britischen Regierung die Schuld zuschob, die in den dreißiger Jahren den gefährlichen Weg der Beschwichtigung Hitlers, des Appeasement, beschritten hatten.³ Ganz oben auf der Liste der Schuldigen standen der nüchterne, steife, aber gewieft und scharfsinnige Neville

Chamberlain, der von Mai 1937 bis Mai 1940 Premierminister gewesen war, und der großgewachsene, nicht sonderlich humorvolle Außenminister Lord Halifax, der unter Churchill seinen Posten behalten hatte. Halifax, ein ehemaliger Vizekönig von Indien und erfahrener Diplomat, war sowohl für seine Frömmigkeit als auch für seine Leidenschaft für die Fuchsjagd bekannt und wurde deshalb »Holy Fox« (heiliger Fuchs) genannt. Die »Schande von München« im Jahr 1938, als sich Großbritannien und Frankreich Hitlers Druck beugten und ihm einen Teil der Tschechoslowakei auslieferten, ist für immer mit dem Namen Chamberlains verbunden. Dabei wird häufig vergessen, dass die Appeasementpolitik bis München in Großbritannien sehr populär war, sogar bei denen, die angesichts der nachfolgenden Ereignisse zu ihren schärfsten Kritikern werden sollten. Dem Versuch, Hitler zu beschwichtigen, lagen zweifellos gravierende Fehleinschätzungen zugrunde. Doch diese müssen im Zusammenhang mit den nahezu unüberwindlichen Schwierigkeiten gesehen werden, vor denen Großbritannien stand, während zugleich immer deutlicher zutage trat, welche Gefahr von Hitler ausging.

Die belastenden strukturellen Probleme Großbritanniens in der Zwischenkriegszeit drehten sich um die unauflöslich verknüpfte Triade von Wirtschaft, Empire und Wiederaufrüstung. Sie bewirkte, dass London, als die Diktatoren begannen, ihre Muskeln spielen zu lassen, in seinem angegriffenen Zustand kaum in der Lage war, sich ihrer wachsenden Macht entgegenzustellen. Großbritannien war nach dem Ende des Ersten Weltkriegs zwar weiterhin eine Großmacht geblieben, aber eine geschwächte, auch wenn dies zumeist erst beim zweiten Blick erkennbar wurde. Großbritannien war immer noch ein weltweiter Kreditgeber; die ausstehenden Anleihen an das Empire und seine Kriegsverbündeten beliefen sich 1920 auf 1,85 Milliarden Pfund. Gleichzeitig war es jedoch mit 4,7 Milliarden Dollar bei den Vereinigten Staaten verschuldet. Dies war ein Anzeichen für eine Verlagerung der finanziellen Machtverteilung, die allerdings erst im Lauf der Zeit deutlich werden sollte, als die zunehmende Abhängigkeit Großbritanniens von seinem transatlantischen Vetter zutage trat. Selbst die Royal Navy, immer noch die größte Kriegsmarine der Welt, musste jetzt mit einem künftigen Rivalen in Gestalt der rasch wachsenden Marine der Vereinigten Staaten rechnen. Hinzu kamen Probleme in Indien, Ägypten und dem näher gelegenen Irland, welche die begrenzten militärischen Ressourcen überforderten.⁴ Da außerdem die Dominions

Kanada, Australien, Neuseeland und Südafrika Anzeichen zunehmender Unabhängigkeitsbestrebungen zeigten, war nicht zu übersehen, dass das Empire nach und nach auseinanderbrach.

In den zwanziger Jahren, als das Kriegstrauma überwunden schien, waren die Probleme noch weitgehend verdeckt geblieben.⁵ Doch die Schlüsselindustrien, die vor dem Krieg das Fundament des Wohlstands in Großbritannien gebildet hatten – Kohle, Eisen und Stahl, Schiffbau, Textilindustrie –, kämpften nun mit einem langfristigen Niedergang. Es wurde mehr importiert und weniger exportiert.⁶ Neben Stagnation und Depression gab es allerdings auch Anzeichen dafür, dass neue Industrien entstanden, und außerhalb der heruntergewirtschafteten Industriestädte erlebten die zwanziger Jahre einen freilich kurzen Aufschwung von Hoffnung, Zuversicht und relativem Wohlstand.⁷ Nach dem Ausbruch der Weltwirtschaftskrise im Jahr 1929 änderte sich all dies rasch. Das Wirtschaftswachstum in der industrialisierten Welt kam abrupt zum Erliegen. Soziale Not und politischer Aufruhr waren die Folge. In Großbritannien löste der Börsenkrach in der New Yorker Wall Street im Oktober 1929 eine politische Krise und anhaltende wirtschaftliche Depression aus. Indirekt sollten sich jedoch die globalen Folgen als weit gefährlicher herausstellen. Das Auftauchen des japanischen Nationalismus, Militarismus und Imperialismus nach 1931 war ebenso wie der Aufstieg des Nationalsozialismus zwischen 1930 und 1933 in nicht geringem Maß auf die Wirtschaftskrise zurückzuführen. Für das wirtschaftlich geschwächte Großbritannien bedeuteten beide Entwicklungen erhebliche neue strategische Gefahren, die zu der potenziellen Bedrohung durch Mussolinis Italien im Mittelmeer hinzukamen.

Die aufstrebenden neuen autoritären Mächte in Europa und im Fernen Osten – Deutschland, Italien und Japan – hatten ein klares Interesse daran, die nach dem Ersten Weltkrieg geschaffene internationale Ordnung infrage zu stellen und zu »revidieren« oder ganz umzustoßen. Sie fühlten sich, mit allem daraus erwachsenden Groll, als »Habenichtsnationen« und waren entschlossen, den ihnen zustehenden »Platz an der Sonne« zu erlangen. Wie Großbritannien, Frankreich und andere Kolonialmächte wollten auch sie ein Imperium besitzen und jene dem Nationalstolz schmeichelnde politische Vorherrschaft genießen, die mit dem ersehnten Großmachtstatus einherging. Ein autarker Großwirtschaftsraum schien in einer tiefen Krise des internationalen Kapitalismus der

einzig Garant für anhaltende nationale Prosperität zu sein. Doch andere Länder würden die für die neuen Reiche nötigen Territorien kaum freiwillig abtreten; deshalb würde man sie sich, wie es Großbritannien und die anderen alten Großmächte in der Vergangenheit getan hatten, mit Gewalt nehmen müssen – »mit dem Schwert«, wie Hitler es wiederholt ausdrückte.

Die britischen Interessen waren genau entgegengesetzt. Als »saturierter Nation« ging es Großbritannien vor allem darum, sein Weltreich zu bewahren. Das bedeutete die Aufrechterhaltung der Nachkriegsordnung, an deren Schaffung London maßgeblich beteiligt gewesen war. Außerdem hieß es, dass man die internationale Zusammenarbeit auf dem Gebiet der Sicherheit und diplomatische Verhandlungen zur Lösung von Problemen betonte. Internationale Sicherheitsmaßnahmen und die Verpflichtung zur Abrüstung sollten verhindern, dass die Welt erneut in ein Gemetzel wie das von 1914 bis 1918 verfiel. Das verlangte allein schon die noch frische und schmerzliche Erinnerung an die Millionen Kriegstoten.

Aus Sicht einer siegreichen und noch prosperierenden Weltmacht war es leicht, eine neue Ordnung auf der Grundlage von bürgerlichen Freiheiten, internationalen Vereinbarungen und Außenhandel zu vertreten. Vom Standpunkt der »Habenichtsnationen« war diese Ordnung dagegen sowohl wirtschaftlich unvorteilhaft als auch politisch demütigend. In den Augen einer wachsenden Zahl ihrer Bürger verbot die Erinnerung an die Kriegstoten die unterwürfige Annahme der von den Siegern aufgestellten Bedingungen. Man wollte keinen Frieden mit dem unbefriedigenden *Staus quo*, sondern Krieg – um nationalen Ruhm, um Gebiete, auf denen ein anhaltender Wohlstand begründet werden konnte, und um die Wiedergutmachung von vergangener Demütigung und gegenwärtiger Ungerechtigkeit.

Zusammen mit seinem wichtigsten kontinentalen Verbündeten, dem vom Krieg zerrütteten Frankreich, und seinem transatlantischen Partner, der aufstrebenden neuen Weltmacht USA, sah Großbritannien die Nachkriegsordnung daher völlig anders als Italien, Japan und Deutschland. Darüber hinaus vermittelte die in Europa durch den Versailler Vertrag von 1919 (und die nachfolgenden Verträge von Saint-Germain und Trianon) und im Fernen Osten durch den Washingtoner Neunmächtevertrag von 1922 geschaffene Ordnung keinen sehr stabilen Eindruck. Dass

die Vereinigten Staaten sich weigerten, durch ihren Beitritt zum Völkerbund – also jener Institution, die geschaffen worden war, um die internationale Zusammenarbeit zu gewährleisten – die europäische Regelung zu untermauern, rief nicht gerade Optimismus in Bezug auf deren Dauerhaftigkeit hervor. Dennoch blieb sie sowohl in Europa als auch im Fernen Osten in den zwanziger Jahren bestehen. Japan, das dem Völkerbund angehörte, stellte für Europa und die amerikanischen Interessen im Fernen Osten keine Gefahr dar und »schien bereit, nach westlichen Regeln zu spielen«. ⁸ Selbst Churchill rechnete nicht mit einem Krieg gegen Japan. »Ich glaube, solange wir leben, gibt es dafür nicht die geringste Chance«, schrieb er im Dezember 1924. »Japan liegt am andern Ende der Welt. Es kann unsere grundlegende Sicherheit in keiner Weise bedrohen.« ⁹ Auch in Europa gab es Anzeichen für eine Verbesserung der Lage. Die Nachkriegsordnung wurde 1925 durch den Vertrag von Locarno, der die deutsche Westgrenze durch ein internationales Abkommen festlegte, und im folgenden Jahr durch den Beitritt Deutschlands zum Völkerbund gestärkt. Initiator beider Verträge war der herausragende Staatsmann der zwanziger Jahre, der deutsche Außenminister Gustav Stresemann. ¹⁰ Doch der Anschein trög. Die Wirtschaftskrise zerstörte jeden Optimismus, und bald sollte die Nachkriegsordnung sowohl in Europa als auch im Fernen Osten in Scherben liegen.

Dort wurde wenig später durch die ersten Akte der japanischen Kriegslust, die Besetzung der Mandschurei im Jahr 1931 und Angriffe auf Schanghai im folgenden Jahr, die britische Schwäche offenbar. Die Stabschefs der britischen Streitkräfte wiesen auf die Gefahr hin, die den britischen Besitzungen und Schutzgebieten, einschließlich Indiens, Australiens und Neuseelands, drohte. Robert Vansittart, der mächtige Ständige Unterstaatssekretär im Außenministerium, notierte Anfang 1932, dass Großbritannien »unfähig [sei], Japan, wenn es wirklich Ernst macht, auf irgendeine Weise aufzuhalten«. Das bedeute, dass es um die britische Macht »im Fernen Osten am Ende geschehen sein wird, es sei denn, die Vereinigten Staaten sind schließlich bereit, Gewalt einzusetzen«. ¹¹ Das waren sie nicht, vielmehr begnügten sie sich im großen Ganzen mit überwiegend kontraproduktiven Verurteilungen des japanischen Vorgehens. Tatsächlich bevorzugte die britische Politik Japan gegenüber China; dabei versuchte sie jedoch die Quadratur des Kreises, indem sie Chinesen und Amerikaner beschwichtigte, ohne einerseits die Japaner vor den Kopf zu

stoßen und andererseits den Völkerbund aus den Angeln zu heben.¹² Anfang 1934, als Großbritannien, immer noch von einer schweren Wirtschaftskrise gebeutelt, tiefe Einschnitte in die Etats der Streitkräfte vornahm (die ohnehin mit der Ablehnung der Wiederaufrüstung sowohl durch alle großen Parteien als auch durch die Öffentlichkeit zu kämpfen hatten), stellte Schatzkanzler Neville Chamberlain fest, die Freundschaft zu Japan sei für Großbritannien wichtiger als diejenige zu den Vereinigten Staaten oder das Wohlwollen Chinas und der Freunde im Völkerbund.¹³ Der Kurs in Richtung Appeasement im Fernen Osten war eingeschlagen. Zu diesem Zeitpunkt gehörte Japan nicht mehr dem Völkerbund an, und eine neue, unmittelbarere und ernstere Gefahr konnte nicht mehr ignoriert werden.

Die Passivität wurde erst aufgegeben, als Deutschland im März 1935 bekanntgab, dass es unter Verletzung des Versailler Vertrags eine Luftwaffe aufgebaut habe und eine gewaltige Vergrößerung des Heeres plane. Am Ende des Monats kamen Außenminister John Simon und Lordsiegelbewahrer Anthony Eden von einem Besuch bei Hitler zudem mit der verblüffenden Neuigkeit zurück, dass die deutsche Luftwaffe bereits die Größe der britischen erreicht habe. Der deutsche Reichskanzler hatte zwar übertrieben, doch die Nachricht löste in Whitehall und in der Öffentlichkeit einen spürbaren Schock aus. Verspätet erkannte man die Dringlichkeit der Aufrüstung – die bisher nur Churchill und ein paar andere einsame Stimmen gefordert hatten –, auch wenn die Labour Party und liberale Kreise sie noch bis 1938 überwiegend ablehnen sollten. Es wurde immer offensichtlicher, dass Großbritannien, das globale Verpflichtungen zu erfüllen und gleichzeitig mit den Folgen der andauernden Wirtschaftskrise zu kämpfen hatte, der deutschen Militärmacht nicht würde Paroli bieten können, von einer Eindämmung des deutschen Expansionsstrebens ganz zu schweigen. Ebenso deutlich wurde, dass binnen weniger Jahre ein neuer Krieg mit Deutschland zu erwarten war. Andererseits erkannte man, dass die britischen Streitkräfte erst nach Verwirklichung eines langfristigen Rüstungsprogramms in der Lage sein würden, einen solchen Krieg zu führen, möglicherweise erst ab 1942.¹⁴ Der Aufbau der Luftwaffe und die Verstärkung der Marine gingen außerdem auf Kosten des Heeres (was 1940 zu spüren sein sollte), da man versuchte, die Rüstungskosten mit den Anforderungen eines ausgeglichenen Staatshaushalts und der wirtschaftlichen Erholung in Einklang zu bringen.¹⁵

Eine Folge der sichtbar werdenden militärischen Schwäche Großbritanniens war ein verheerender diplomatischer Rückschlag Ende 1935: das Hoare-Laval-Abkommen, eine blamable, zunächst geheime, dann publik gewordene Übereinkunft zwischen Briten und Franzosen, mit der vergeblich versucht worden war, den Aggressor Mussolini auf Kosten seines Opfers, Abessinien, auf die westliche Seite zu ziehen. Von diesem Debakel sollte sich der Völkerbund nie mehr erholen. Hitler nutzte die diplomatische Verwirrung und ließ im März 1936 die Wehrmacht ins entmilitarisierte Rheinland einmarschieren. Damit war die deutsche Position wiederum stärker geworden.

Noch bevor Neville Chamberlain im Mai 1937 Stanley Baldwin als Premierminister ablöste, war die britische Außenpolitik also von Verwirrung, Unsicherheit und Untätigkeit geprägt. Chamberlain versuchte der kalten Realität der militärischen Schwäche ins Auge zu blicken und eine praktische Politik zu entwerfen, die diesem Zustand Rechnung trug. Dazu gehörten aktive Schritte zur Befriedigung – oder »Beschwichtigung« – der deutschen Interessen. Doch so realistisch er die britische Lage sah, so sehr täuschte er sich über die deutschen Ziele. Wie die meisten Beobachter der internationalen Politik nahm er an, dass sie rein nationalistischer Art seien. Nach seiner Vorstellung, die er mit vielen teilte, erhob Hitler lediglich nicht ganz unbegründete Gebietsforderungen in Mittel- und Osteuropa, die mit etwas gutem Willen und friedlichen Absichten auf beiden Seiten auf dem Verhandlungsweg beigelegt werden könnten. Wenn man den nationalistischen Ansprüchen der Deutschen entgegenkomme, so sein Gedankengang, könne man einen Krieg vermeiden. Mit anderen Worten, Zugeständnisse an Hitler waren der Preis des Friedens, und nach Chamberlains Ansicht war er es wert, gezahlt zu werden.

Auf dieser Annahme beruhte das Geschehen von 1938, als Chamberlain auf dem Höhepunkt der tschechoslowakischen Krise seine dramatischen Flüge nach Deutschland unternahm, um eine Übereinkunft mit Hitler zu erreichen, die Ende September in Gestalt des Münchener Abkommens zustande kam. Ob ein anderer nicht kriegerischer Weg aus der Krise möglich gewesen wäre, ist zweifelhaft. Auf jeden Fall hat man keinen anderen zu beschreiten versucht. Churchill, der seit Mitte der dreißiger Jahre immer heftigere Attacken gegen die Verteidigungs- und Außenpolitik der britischen Regierung geritten hatte, war der Hauptverfechter einer »großen Allianz« mit Frankreich und der Sowjetunion, die

Hitler abschrecken und, wenn nötig, jeder Aggression gegen die Tschechoslowakei (die mit beiden Ländern vertraglich verbunden war) mit Gewalt entgegenzutreten sollte. Bei der Linken und in der Öffentlichkeit stieß diese Idee auf viel Zustimmung, aber nicht bei der Regierung, denn bei Chamberlain und seinem Außenminister, Lord Halifax, mischte sich Abscheu vor dem Bolschewismus mit tiefem Misstrauen gegenüber Stalins Absichten und Verachtung für die Rote Armee. Ein Bündnis war für sie ausgeschlossen.

Vermutlich hätte die »große Allianz«, auch wenn sie zustande gekommen wäre, nichts bewirkt. Der sowjetische Diktator behauptete zwar, seine Truppen stünden bereit, falls Hitler in die Tschechoslowakei einmarschieren sollte. Aber das war eher Bluff als Absichtserklärung. Die unter Stalins Säuberungen leidende Rote Armee traf keinerlei Vorbereitungen für einen Truppeneinsatz; außerdem hätten ihr Polen und Rumänien wahrscheinlich die Durchmarscherlaubnis verweigert.¹⁶ Im Westen versuchte sich Frankreich aus seinen vertraglichen Verpflichtungen gegenüber der Tschechoslowakei herauszuwinden, und Großbritannien achtete darauf, nicht dazu verpflichtet zu werden, ein eventuelles französisches Eingreifen zu unterstützen. Chamberlain wurde darauf aufmerksam gemacht, dass der Rüstungsstand für einen großen Krieg nicht ausreiche und man militärisch nichts tun könne, um die Tschechoslowakei zu retten. Ein Krieg würde das Empire gefährden. Durch die japanische Aggression gegen China waren bereits die britischen Interessen im Fernen Osten in Gefahr. Im Mittelmeerraum stellten das faschistische Italien und der immer wahrscheinlicher werdende Sieg Francisco Francos im seit Sommer 1936 tobenden Spanischen Bürgerkrieg eine zunehmende Bedrohung der britischen Macht dar. Chamberlain erklärte später, er habe keine andere Wahl gehabt. Großbritannien sei nicht auf einen Krieg vorbereitet gewesen; er habe Zeit gewinnen müssen. »Jedenfalls«, schrieb er einer seiner Schwestern, Monate nachdem der Krieg schließlich ausgebrochen war, »ist es, ungeachtet des Ausgangs, klar wie der Tag, dass das Resultat weit schlimmer gewesen wäre, wenn wir 1938 hätten kämpfen müssen. Es wäre verfrüht, das Urteil der Geschichte vorherzusagen, aber wenn einst alle Akten zugänglich sein werden, wird man sehen, dass ich von Anfang an unsere militärische Schwäche erkannte und mein Bestes tat, um den Krieg aufzuschieben, wenn ich ihn schon nicht verhindern konnte.«¹⁷

Ob Chamberlain glaubte, durch die Preisgabe der Tschechoslowakei Zeit gewonnen zu haben, oder aber überzeugt war, einen großen Schritt zur Sicherung des »Frieden für unsere Zeit« getan zu haben, ist bis heute umstritten.¹⁸ Ebenso ungewiss ist, ob die im Sommer 1938 versäumte Gelegenheit, Hitler Einhalt zu gebieten, besser gewesen wäre als die Lage im folgenden Jahr, als man dann doch in den Krieg ziehen musste, und ob eine unnachgiebige Haltung in der tschechoslowakischen Frage möglicherweise zu Hitlers Sturz durch einen Staatsstreich geführt hätte. Am wahrscheinlichsten ist in beiden Fällen eine negative Spekulation: dass man keine bessere Gelegenheit verpasst hatte und dass Hitler nicht zu Fall gekommen wäre. Wie Planspiele ergeben haben, wäre die Tschechoslowakei aller Wahrscheinlichkeit nach rasch überrannt worden und Großbritannien und Frankreich hätten sich mit diesem *Fait accompli* abfinden oder aber aus einer militärisch schwächeren Position als 1939 Krieg führen müssen. Auf jeden Fall hätte ein bewaffneter Triumph Deutschlands im Bereich des Möglichen gelegen. Und es muss bezweifelt werden, dass die noch in den Anfängen steckende deutsche Opposition gut genug organisiert gewesen wäre, um gegen Hitler vorzugehen, bevor er ihr durch einen Sieg über die Tschechoslowakei bei gleichzeitiger Ausschaltung der Westmächte den Wind aus den Segeln genommen hätte. Jenseits aller Mutmaßungen traf indessen zu, was Churchill im Unterhaus so vehement feststellte: »Wir haben [in München] eine vollständige, durch nichts gemilderte Niederlage erlitten«¹⁹ – wenn auch eine, die auf einer seit langem bestehenden militärischen Schwäche und der ebenso lange verweigerten Erkenntnis der Notwendigkeit einer raschen Aufrüstung beruhte, wofür mehrere britische Regierungen, nicht nur diejenige Chamberlains, verantwortlich waren. Wenigstens wurde jetzt die Aufrüstung beschleunigt vorangetrieben, sodass Großbritannien im September 1939 zwar militärisch nicht wirklich stark war, sich aber im Vergleich zu den deutschen Streitkräften in einer besseren Position befand als in der Zeit von München.

Als Hitler im März 1939 sein wahres Gesicht zeigte, indem er das in München gegebene Wort brach und die Wehrmacht in die restliche Tschechoslowakei einmarschieren ließ, dämmerte der britischen Regierung, dass der Krieg nicht mehr zu verhindern war. Durch die Garantie, die sie Polen am Ende desselben Monats gab, wurde er dann unvermeidlich, denn diese legte das Schicksal Großbritanniens in die Hände Deutsch-

lands und Polens. Es folgte mit unerbittlicher Konsequenz die Kette von Ereignissen im dramatischen Sommer 1939, die zunächst zum deutsch-sowjetischen Abkommen und dann zum Überfall auf Polen führte. Chamberlain und Halifax sahen erst spät und widerstrebend ein, dass es notwendig gewesen wäre, die Möglichkeit eines Bündnisses mit Stalin zu erkunden. Doch Hitler manövrierte sie erneut aus. Der berühmte Hitler-Stalin-Pakt vom 23. August 1939 bedeutete, dass der Krieg nicht nur unvermeidlich war, sondern auch unmittelbar bevorstand. Er begann gut eine Woche später, am 1. September 1939, mit dem deutschen Angriff auf Polen. Durch die zwei Tage später folgenden Kriegserklärungen Großbritanniens und Frankreichs an Deutschland wurde der deutsch-polnische Konflikt zu einem europäischen Krieg. Chamberlain rechnete mit einem langen Kräftemessen, war jedoch zuversichtlich, dass Großbritannien am Ende die Oberhand gewinnen würde.

Diese Einschätzung beruhte zum großen Teil auf den überlegenen ökonomischen Ressourcen, die Großbritannien zur Verfügung standen. Man nahm an, dass sie in einem langen Krieg den Ausschlag geben würden. Zugleich unterstellte man der deutschen Wirtschaft eine kritische Instabilität. In den auf den deutschen Angriff auf Polen folgenden Monaten der militärischen Passivität in Westeuropa geschah wenig, was diesen grundlegenden Optimismus erschüttern konnte. Bis er im Frühjahr 1940 binnen weniger Tage zerstob.

II

Der Donnerschlag brach am 10. Mai 1940 los und bereitete dem »Sitzkrieg« an der Westfront ein Ende. Der Sturm hatte sich seit einem Monat zusammengebraut, seit Hitlers Truppen Anfang April in Dänemark und Norwegen einmarschiert waren. Als an diesem Maimorgen der Tag dämmerte, eröffnete die deutsche Artillerie an der belgischen Grenze das Feuer. Der lange erwartete Westfeldzug hatte begonnen.

Mit atemberaubender Geschwindigkeit rückte die Wehrmacht, unter Missachtung der niederländischen und belgischen Neutralität, vor und erreichte am Abend des 20. Mai die französische Küste, nachdem sie in nur zehn Tagen zweihundertvierzig Kilometer zurückgelegt hatte. Die alliierten Truppen, die durch das Tempo und die überraschende Sichel-

schnittbewegung der Wehrmacht durch Südbelgien und Nordfrankreich in zwei Gruppen geteilt worden waren, zogen sich ungeordnet in Richtung Küste zurück. Die letzten Hoffnungen auf eine Gegenoffensive erwiesen sich als illusorisch, als am 24. Mai Boulogne fiel und Calais unter Belagerung geriet. Am 25. Mai war Dünkirchen der einzige Hafen, der den Alliierten noch offen stand. Am nächsten Tag zogen sich praktisch die gesamten britischen Expeditionstruppen und der größte Teil der noch kämpfenden französischen Truppen – alles in allem annähernd 340 000 Mann – nach Dünkirchen und in seine Umgebung zurück, wo sie zwischen dem Ärmelkanal und der deutschen Front festsaßen.

Das Schicksal wollte es, dass am selben Tag, an dem Hitler den Westfeldzug begann, dem 10. Mai, der Mann, der sich als sein schärfster Gegner erweisen sollte, Winston Churchill, das Amt des Premierministers des Vereinigten Königreichs von Großbritannien und Nordirland antrat. Die dreißiger Jahre hatte Churchill im politischen Abseits verbracht. Trotz seiner reichen Erfahrungen als Minister, die bis in den Ersten Weltkrieg zurückgingen, war er in den Augen der damaligen Regierungschefs der großen Koalition, die 1931 während der Wirtschaftskrise gebildet worden war und von seiner eigenen Partei, den Konservativen, dominiert wurde, ein zu unzuverlässiger und zu unabhängiger Geist, um ihm ein hohes Regierungsamt anzuvertrauen. Während die Linke ihn als Reaktionär verabscheute, betrachteten ihn viele Konservative als einzelgängerischen Abenteurer. Dass er für die Katastrophe von Gallipoli im Ersten Weltkrieg verantwortlich war, hatte man ebenso wenig vergessen wie seine frühere politische Treulosigkeit, als er zunächst von der Konservativen Partei zu den Liberalen und später wieder zurückgewechselt war. Als Schatzkanzler unter Premierminister Stanley Baldwin zwischen 1924 und 1929 hatte er sich ebenfalls nicht sonderlich ausgezeichnet. Die Jahre im Finanzministerium sind als »die schwächsten in seiner wechselvollen Karriere« eingeschätzt worden. Seine »schwankende Finanzpolitik« – er galt als zu ungeduldig, um die Details der Finanzverwaltung beherrschen zu können – habe ihn »in den Augen nüchternerer Politiker diskreditiert und das Finanzministerium geschwächt, sodass es weniger gewappnet war für eine Periode wirklicher Wirtschaftsprobleme«.²⁰ Dass er »unvernünftig« war, schien er Anfang der dreißiger Jahre durch seine offene Ablehnung der von seiner Partei angestrebten begrenzten Verfassungsreform in Indien und durch seine nachdrückliche Unterstützung

König Edwards VIII. in der Abdankungskrise im Dezember 1936 erneut zu bestätigen.

Der Eindruck, dass Churchill trotz seiner vielen Talente hinsichtlich seines politischen Urteilsvermögens nicht zu trauen war, wurde in der Konservativen Partei weithin geteilt. Viele hätten dem privat geäußerten Verdikt des damaligen Premierministers Baldwin zugestimmt: »Als Winston geboren wurde, flogen viele Feen mit ihren Gaben zu seiner Wiege herab – Fantasie, Beredsamkeit, Fleiß, Tatkraft –, und dann kam eine Fee, die sagte: »Niemand hat ein Recht auf so viele Gaben«, hob ihn hoch und schüttelte ihn derart durch, dass ihm trotz all seiner Gaben Urteilsvermögen und Klugheit vorenthalten blieben.«²¹ Seine angebliche Unzuverlässigkeit war lange Zeit der hervorstechende Zug des Bildes, das sich seine eigene Partei von Churchill machte. Noch im Juli 1939 wollten vier Fünftel der konservativen Hinterbänkler im Unterhaus ihn nicht im Kabinett sehen.²²

Churchill war in der Tat ein unabhängiger Geist. Auf seine vielen Kontakte, seine rhetorischen und journalistischen Fähigkeiten sowie sein Ansehen im Parlament gestützt, hatte er regelmäßig und mit zunehmender Wirkung die britische Verteidigungs- und Rüstungspolitik kritisiert. Seine Warnungen vor der wiedererstehenden Gefahr aus Deutschland hatten sich als prophetisch erwiesen. Aufgrund der unerbittlichen Feindschaft gegenüber dem Nationalsozialismus, der er seit Hitlers Machtantritt beständig Ausdruck verlieh, war er einer der wenigen strikten Gegner der Appeasementpolitik in seiner Partei. Mit seiner Verurteilung des ebenso schändlichen wie demütigenden Münchener Abkommens hatte er sich deutlich von Chamberlain und seinen glücklosen Zugeständnissen an Hitler abgehoben. Als dieser durch die Zerstörung der restlichen Tschechoslowakei im März 1939 den Briten die Augen dafür geöffnet hatte, dass es ihm nicht allein um die Zusammenführung der »Volksdeutschen« in einem »Großdeutschen Reich« ging, sondern um koloniale Eroberung, und dass der Krieg in Europa unvermeidlich war, hatte Churchill wie in der sich vertiefenden Krise im vorangegangenen Jahr erneut vergeblich die Bildung einer »großen Allianz« gefordert, in der sich Großbritannien mit der Sowjetunion und Frankreich vereinigen sollte – als letzte Chance, einen neuen großen Flächenbrand zu verhindern.²³ Als dann trotz aller Friedensbemühungen der Appeasementpolitiker der Krieg ausbrach, konnte sich Churchill bestätigt sehen. Seine Rückkehr ins Kabinett, in

sein altes Amt als Erster Lord der Admiralität, am 3. September 1939, dem Tag der britischen Kriegserklärung an Deutschland, wurde daher von vielen begrüßt, sogar von einigen seiner früheren politischen Gegner. Seine Ernennung schien eine gewisse Zuversicht zu verbreiten.

Man sollte Churchills damalige Machtbasis jedoch nicht überschätzen. Chamberlain hatte weiterhin das Ruder fest in der Hand und war während des sogenannten Sitzkriegs in seiner eigenen Partei immer noch überaus beliebt. In diesen Monaten blieben die britischen Kriegsziele, abgesehen davon, dass man Hitler loswerden wollte, unbestimmt. Es gab übertriebene Hoffnungen, dass eine Wirtschaftskrise oder ein Machtkampf Hitler zu Fall bringen würde. Danach, so nahm man optimistisch an, wäre der Weg zu einer Wiederherstellung der alten Grenzen und zur Beendigung des Konflikts frei. Chamberlain rechnete jedoch, realistischer als viele andere, mit einem langen Krieg von etwa drei Jahren. Er bezweifelte, dass er mit einem vollständigen Sieg enden würde, glaubte aber nicht, dass Hitler auf lange Sicht gewinnen konnte, und hoffte, dass er gestürzt werden würde, sobald das deutsche Volk dies klar erkannte. Manche wollten durch Verhandlungen mit Hitlers Regierung den Konflikt beenden, bevor er ernst zu werden begann. Im Herbst 1939 erhielt Chamberlain Tausende von Briefen, in denen er aufgefordert wurde, den Krieg durch einen Verhandlungsfrieden zu beenden.²⁴ Obwohl es keine »Friedenspartei« als solche gab, drückten Einzelne – zumeist Konservative sowie eine Reihe von Peers mit guten Verbindungen zu hochgestellten Persönlichkeiten – die verzweifelte Hoffnung auf eine Verhandlungslösung aus.²⁵ Doch die Regierung zeigte sich nicht bereit, diesen Weg zu beschreiten; das »Friedensangebot«, das Hitler am 6. Oktober 1939 nach dem deutschen Sieg über Polen unterbreitete, wurde umgehend zurückgewiesen.²⁶

So zog sich der Sitzkrieg mit seiner »unheil drohenden Stille« (wie der rastlose Churchill sie nannte) bis ins Frühjahr 1940 hin.²⁷ Auch der merkwürdige Optimismus der britischen Regierung, dem zufolge Hitler schließlich gestürzt oder besiegt werden, auf keinen Fall aber die Oberhand gewinnen würde, hielt sich hartnäckig. Darunter verbarg sich allerdings Beunruhigung, das Gefühl, dass der unheimlichen Ruhe ein großer Sturm folgen würde. Hitlers nächster Schritt, so ahnte man, würde nicht lange auf sich warten lassen. Mit dem Schritt, den er dann im April 1940 unternahm, kam er dem britischen Vorhaben zuvor, skandinavische Gewässer zu verminen, wie es Churchill wiederholt gefordert hatte. Am

4. April hatte Chamberlain das Schicksal herausgefordert, indem er verkündete, Hitler habe durch das Versäumnis, Frankreich und Großbritannien anzugreifen, »den Anschluss verpasst«. ²⁸ Diese leichtfertige Prahlerie wurde prompt bestraft: Fünf Tage später marschierte die Wehrmacht in Dänemark und Norwegen ein. Es folgte die katastrophale britische Intervention in Norwegen. Die Hauptverantwortung lag zwar bei Churchill, aber den politischen Preis hatte Chamberlain zu zahlen. Die Messer waren gewetzt, um den Premierminister zu stürzen, der versucht hatte, Hitler zu beschwichtigen. Churchill, dessen Warnungen aus dem politischen Abseits jetzt als prophetisch erschienen, hatte an Statur gewonnen. Anfang Mai hatte ein großer Teil von Chamberlains eigener Partei das Vertrauen in ihn verloren und sah in ihm nicht mehr die Führungspersönlichkeit, die Großbritannien im Krieg brauchte. Die Oppositionsparteien lehnten eine Zusammenarbeit mit ihm in einem Kriegskabinett kategorisch ab. Nachdem er im Unterhaus eine Vertrauensabstimmung verloren hatte, trat er am 10. Mai zurück.

Die beiden Anwärter auf seine Nachfolge waren Churchill und Außenminister Halifax, seit 1937 nach dem Premierminister die führende Figur im Kabinett. Chamberlain bevorzugte Halifax, ebenso wie privatim (da sie verfassungsgemäß keine Stimme in der Angelegenheit hatten) König Georg VI. und Königin Elisabeth. Auch das Parlament hätte Halifax' Wahl unterstützt. Vom Ober- ins Unterhaus zu wechseln, was wahrscheinlich notwendig gewesen wäre, war umständlich, stellte jedoch kein unüberwindliches Hindernis dar. Aber Halifax winkte ab. Über die Gründe ist viel spekuliert worden. ²⁹ Am wahrscheinlichsten ist, dass die tiefe Ablehnung, die Chamberlain zum Zeitpunkt seines Rücktritts erfuhr, ihn zu der Erkenntnis brachte, dass auch ihm das Temperament für einen Kriegspremier fehlte. Damit war der Weg frei für den kampflustigeren, dynamischeren, entschlosseneren und willensstärkeren – wenn auch unberechenbaren – Churchill. Wie die Zukunft ausgesehen hätte, wenn Halifax, der bloß hätte zugreifen müssen, das Amt des Premierministers übernommen hätte, lässt sich nicht sagen. Aber seine Entscheidung, zu diesem Zeitpunkt Churchill den Vortritt zu lassen, hatte enorme Auswirkungen auf die britische Kriegführung. Am Abend des 10. Mai war Churchill Premierminister. »Endlich verfügte ich über die Autorität, in jeder Richtung maßgebende Weisungen zu erteilen«, beschrieb er seine Gefühle einige Jahre später in vielleicht etwas allzu dramatischer Form.

»Mir war zumute, als ob das Schicksal selber mir den Weg wies, als wäre mein ganzes bisheriges Leben nur eine Vorbereitung auf diesen Augenblick gewesen und auf diese Prüfung.«³⁰

Die Schwere der Prüfung sollte rasch klar werden, denn binnen vierzehn Tagen hing das Schicksal Frankreichs am seidenen Faden, während fast das gesamte britische Expeditionskorps in Gefahr schwebte, entweder gefangen genommen oder aufgerieben zu werden. Churchill hatte sein neues Amt kaum angetreten, als sich sein Land der größten Bedrohung seiner gesamten Geschichte gegenüber sah. Angesichts der drohenden Gefahr hatte das Kriegskabinet eine der folgenreichsten Entscheidungen zu treffen, die eine britische Regierung jemals gefällt hat: ob sie Fühler ausstrecken sollte, um einen Verhandlungsfrieden mit Hitler zu erreichen, oder ob Großbritannien weiterkämpfen sollte. An Meinungen dazu herrschte kein Mangel, auch nicht an solchen von einflussreichen Kreisen, die sich, wenn auch widerstrebend, für einen Friedensschluss zu ehrenhaften Bedingungen aussprachen, weil sie darin in einer derart ernstesten Lage wie der, in der sich das Land befand, den einzigen vernünftigen Ausweg sahen.³¹ Das Ergebnis der Überlegungen des Kriegskabinetts stand in den Tagen, in denen ein Großteil des britischen Heeres in Dünkirchen buchstäblich gestrandet war, keineswegs von vornherein fest.

III

Angesichts der späteren Ereignisse fällt es schwer, sich vorzustellen, wie unsicher Churchills Position Mitte Mai 1940 war. Noch war seine Machtstellung nicht so unumstritten, wie sie es bald werden sollte. Als er am 13. Mai zum ersten Mal als Premierminister im Unterhaus auftrat, löste er keineswegs Begeisterungstürme aus. Der Beifall an diesem Tag, abgesehen von demjenigen der Opposition, galt vielmehr Chamberlain.³² Churchills später als Musterbeispiel für seine rhetorischen Fähigkeiten angesehene Antrittsrede, in der er »Blut, Mühsal, Tränen und Schweiß« versprach, wurde von den konservativen Abgeordneten kühl aufgenommen. Das Misstrauen blieb. Manche rechneten damit, dass Churchills Amtszeit nur von kurzer Dauer sein würde.³³ Viele Konservative wären froh gewesen, wenn Chamberlain wieder das Ruder übernommen hätte. Churchill war klar, dass er es sich angesichts des nur bedingten Rückhalts

in seiner Partei nicht leisten konnte, seinen Vorgänger, der weiterhin Vorsitzender der Konservativen war, zu verprellen.³⁴

Churchill holte einige führende Labourpolitiker in die Regierung, drehte ansonsten aber nur das Postenkarussell, sodass die meisten der alten Gesichter blieben. Nur das Kriegskabinett wurde dennoch radikal umgebaut und auf fünf Mitglieder verkleinert, von denen drei Konservative waren: Churchill selbst, der neben dem Amt des Regierungschefs auch das des Verteidigungsministers übernahm, Neville Chamberlain, der als Lordpräsident des Staatsrates für die Innenpolitik zuständig war, und Halifax, der Außenminister blieb. Zu ihnen kamen zwei Labourvertreter, Clement Attlee und Arthur Greenwood. Attlee, seit 1935 Parteivorsitzender, Ende fünfzig, ein kleiner, gepflegter, zurückhaltender Mann, der als ehemaliger Weltkriegsoffizier ein eher untypischer Sozialist war, wurde Lordsiegelbewahrer, und sein Stellvertreter Greenwood, sechzig Jahre alt, ein liebenswürdiger Mann aus Yorkshire, der wie Churchill gern dem Alkohol zusprach und sich in einer kurzen Amtszeit vor der Weltwirtschaftskrise als fähiger, wenn auch unauffälliger Gesundheitsminister erwiesen hatte, wurde Minister ohne Portefeuille. Churchill, der seine Position durch die Übernahme des Verteidigungsressorts weiter gestärkt hatte, sollte das Kriegskabinett bald dominieren. Doch im Mai 1940, als sich die Krise verschärfte, war seine Stellung noch nicht derart beherrschend. Er konnte die anderen Mitglieder des Kabinetts nicht überstimmen oder ihnen seinen Willen aufzwingen, und er räumte seine Abhängigkeit insbesondere von Chamberlain und Halifax freimütig ein. Chamberlain notierte am Tag nach Churchills Amtsantritt: »Ich weiß, dass er sich auf Halifax und mich verlässt oder, wie er es in einem Brief ausgedrückt hat: ›Mein Weg hängt zum großen Teil von Ihnen ab.«³⁵

Das Ausmaß der Krise, der sich Churchills Kriegskabinett gegenüber sah, wurde mit jedem Tag deutlicher. Die Wehrmacht rückte mit atemberaubendem Tempo vor. Jeder neue Bericht bestätigte, dass sich eine Katastrophe ersten Ranges anbahnte. Die Sorge um Frankreich wuchs ständig. Mit ihr einher ging die häufig unausgesprochene Befürchtung, dass Großbritannien nicht würde weiterkämpfen können, falls sein Verbündeter besiegt werden sollte – so sah es zum Beispiel Chamberlain.³⁶ Einige Tage darauf bemerkte Samuel Hoare, der Chamberlains Kriegskabinett angehört hatte, jetzt aber vor der Abreise stand, um seinen neuen Posten als britischer Botschafter in Madrid anzutreten, der frü-

here Premierminister sei »völlig am Boden. Alles aus. Die USA bringen nichts. ›Wir können unsere Armee niemals herausholen, und wenn, dann ohne jede Ausrüstung.«³⁷ Nicht nur Chamberlain schaute bedrückt in die Zukunft. Beobachter sprachen von einer »Panikstimmung«³⁸ und von »Defätismus« in der Londoner Oberschicht,³⁹ und Generalstabschef Edmund Ironside befürchtete, dass der deutsche Angriff das »Ende des britischen Empires« eingeläutet habe.⁴⁰ Der Oberkommandeur des Jägerkommandos, Hugh Dowding, erklärte am 16. Mai, dass Großbritannien weiterkämpfen könne, wenn eine angemessene Jägerflotte im Land bleibe und die Marine nicht zerstört werde. Sollten jedoch Geschwader über den Ärmelkanal geschickt werden, dann würde die Niederlage Frankreichs auch die endgültige Niederlage Großbritanniens bedeuten.⁴¹

Als der französische Ministerpräsident Paul Reynaud seinem neuen Amtskollegen in London am 15. Mai mitteilte: »Wir sind geschlagen«, wollte Churchill dies zuerst nicht glauben. Nach einem Treffen mit den Spitzen der französischen Regierung am nächsten Tag in Paris war jedoch kein Zweifel am Ausmaß der Katastrophe und an der dort herrschenden Verzweiflung mehr möglich.⁴² Churchill gab eine Glanzvorstellung und versicherte seinen Gastgebern, dass Großbritannien weiterkämpfen werde, bis die Vereinigten Staaten ihm zu Hilfe kämen und Deutschland besiegt sei.⁴³ Gleichzeitig beschrieb er jedoch, durch eine dicke Wolke aus Zigarrenrauch hindurch, bis spät in die Nacht hinein eine »apokalyptische Vision des Krieges«, in der er sich selbst »im Herzen von Kanada den Luftkrieg zwischen der Neuen und der von Deutschland beherrschten Alten Welt dirigieren sah, über einem England, das von hochexplosiven Bomben dem Boden gleichgemacht war, und einem Frankreich, dessen Ruinen bereits erkalteten.«⁴⁴ »Franzosen knicken offenbar ein, und Lage furchtbar«, notierte Alexander Cadogan, der Chef des diplomatischen Stabes im britischen Außenministerium, nachdem er Churchills Bericht über seinen Parisbesuch gehört hatte. Am 21. Mai vertraute er seinem Tagebuch an: »Nur ein Wunder kann uns noch retten; ansonsten sind wir erledigt.«⁴⁵

Wer keinen Einblick in die hohe Politik oder die niederschmetternden Berichte der militärischen Führer hatte, also die Masse der Bevölkerung, konnte den Ernst der Lage nicht in vollem Umfang erkennen.⁴⁶ Zumindest an der Oberfläche herrschte Ruhe. Viele steckten einfach den Kopf in den Sand. Chamberlain gab am 17. Mai in einem Brief an seine

Schwester Hilda seinen Eindruck von der Stimmung im Land wieder: »Die Öffentlichkeit begreift nicht im Geringsten, wie ernst die Lage ist. Beim Spaziergang um den See [im St.-James-Park] konnte es einem heute das Herz brechen, wenn man sah, wie die Leute auf ihren Stühlen die Sonne genossen, oder beobachtete, wie die Entenküken auf dem Wasser hin und her schossen. Wir werden versuchen, ihrem Wirklichkeits-sinn auf die Sprünge zu helfen, obwohl ich vorauszusagen wage, dass die Ereignisse mehr dazu beitragen werden als alles, was wir uns ausdenken können.«⁴⁷ Chamberlains Voraussage bewahrheitete sich. Nichtssagende Berichte von BBC und Presse konnten weder die Bedrohung verbergen, die vom Vormarsch der deutschen Wehrmacht ausging, noch die Schwäche der alliierten Truppen, die ihn nicht aufzuhalten vermochten. Die Ereignisse auf der anderen Seite des Ärmelkanals lösten berechnete und immer größer werdende Ängste aus.⁴⁸

Churchills Vertrauen in die Fähigkeit der Franzosen, auszuhalten, hatte bei seinem Parisbesuch am 16. Mai einen schweren Schlag erhalten. Von einem zweiten Besuch am 22. Mai kehrte er wegen der Aussicht auf eine Gegenoffensive, die er den Franzosen aufgedrängt hatte, etwas optimistischer zurück.⁴⁹ Dennoch musste auch für die Möglichkeit, wenn nicht sogar die Wahrscheinlichkeit des Scheiterns eines Angriffs geplant werden. In diesem Fall, so erläuterte Churchill am Vormittag des 23. Mai dem König, bliebe ihm nur eines übrig: das britische Expeditionskorps nach England zurückzubeordern, unter Zurücklassung sämtlicher Waffen und wahrscheinlich zu einem immensen Blutzoll.⁵⁰ Bei Einbruch der Dunkelheit am 23. Mai waren eine Viertelmillion britischer Soldaten in der enger werdenden deutschen Umklammerung gefangen. Calais würde wahrscheinlich nicht mehr lange standhalten, und unterdessen rückte die Vorhut der deutschen Panzer immer näher an Dünkirchen heran, den letzten Hafen, der sich in der Hand der Alliierten befand.

Als Hitler am Morgen des 24. Mai das Hauptquartier seines Oberbefehlshabers West, Generaloberst Gerd von Rundstedt, besuchte, standen die Panzer der deutschen Vorhut nur noch fünfundzwanzig Kilometer südlich von Dünkirchen. Nachdem Rundstedt ihm die militärische Lage geschildert hatte, befahl Hitler, den Vormarsch zu stoppen und nicht weiter auf Dünkirchen selbst vorzurücken. Diese Entscheidung, dem geschlagenen britischen Heer nicht den Todesstoß zu geben, wurde bald als schweres Versäumnis betrachtet. Um diesen offensichtlichen militäri-

schen Fehler zu rechtfertigen, erklärte Hitler später, er habe die britische Armee, das Rückgrat des Empires, nicht vernichten wollen.⁵¹ Das war nicht mehr als ein Versuch, das Gesicht zu wahren. Tatsächlich war er bloß dem militärischen Ratschlag des Frontkommandeurs von Rundstedt gefolgt, der seine motorisierten Kräfte für die letzte Etappe des Feldzugs, den Vorstoß nach Süden, schonen wollte. Was Hitler anging, so wollte er keineswegs die britische Armee schonen; vielmehr hatte ihm Göring als Oberbefehlshaber der Luftwaffe weisgemacht, seine Flugzeuge würden den Angriff zu Ende führen.⁵²

In London beschäftigte sich derweil das Kriegskabinett mit dem Schicksal der britischen Truppen im inzwischen belagerten Calais sowie mit der wahrscheinlich bevorstehenden Kapitulation Belgiens. Boulogne war bereits gefallen, und die letzten dort noch verbliebenen britischen Soldaten, rund tausend Mann, waren über das Meer herausgeholt worden. Churchill bestand jedoch darauf, dass die in Calais eingeschlossenen Truppen weiterkämpfen sollten, um die Deutschen so lange wie möglich aufzuhalten. Jeder Zeitgewinn sei wertvoll, entweder für den vorgeschlagenen Gegenangriff (den die französische Militärführung zu diesem Zeitpunkt längst aufgegeben hatte, um stattdessen die Kapitulation ins Auge zu fassen⁵³) oder für die Evakuierung von so vielen britischen Soldaten wie möglich. Dennoch war bis zum 24. Mai noch keine britische Einheit nach Dünkirchen geschickt worden, obwohl dessen Hafen noch frei war, und dort eine große französische Garnison lag.⁵⁴

Der Gegenangriff fand nie statt. Er war einfach nicht durchführbar gewesen. Stattdessen folgte ein Rückzug der britischen Truppen, der zwischen Paris und London zu Missverständnissen und gegenseitigen Schuldvorwürfen führte. Als am Abend des 25. Mai die Offensive endgültig aufgegeben worden war und die Kapitulation Belgiens unmittelbar bevorstand, beschloss der Kommandeur des britischen Expeditionskorps, General Lord Gort, aus eigenem Ermessen, wenn auch mit nachträglicher Zustimmung Londons seine Truppen an die Küste zurückzuziehen, um bei Dünkirchen einen Brückenkopf zu bilden und so viele Soldaten wie möglich zu evakuieren. Der Name Dünkirchen, der der britischen Öffentlichkeit damals so gut wie unbekannt war, sollte bald in aller Munde sein.

Für das britische Kriegskabinett war, angesichts der deutschen Umklammerung, der immer wahrscheinlicher werdende Fall Frankreichs

und mit ihm der mögliche große Verlust eigener Truppenverbände kaum noch eine Überraschung. General Ironside, zugegebenermaßen ein pessimistisch gestimmter Mann, schrieb am 23. Mai düster: »Ich sehe kaum eine Chance, dass wir irgendjemand vom Expeditionskorps herausbekommen.«⁵⁵ Zwei Tage später glaubte er immer noch, dass man nur einen »winzigen Teil« der Truppen retten können. Außerdem werde man die gesamte Ausrüstung zurücklassen müssen.⁵⁶ Ein großer Teil der Expeditionstruppen und ihrer Ausrüstung werde »selbst unter den besten Umständen unvermeidlicherweise verloren gehen«.⁵⁷ Am 26. Mai, dem Tag, an dem die »Operation Dynamo«, die Evakuierung aus Dünkirchen, angeordnet wurde, hieß es, man werde nicht mehr als 45 000 Männer retten können.⁵⁸ Der Verlust fast des gesamten Expeditionskorps wäre ein verheerender Schlag gewesen.⁵⁹ Es gab in Großbritannien keine nennenswerten Reserven, die es hätten ersetzen können. Man hätte also kaum noch die Mittel gehabt, um eine deutsche Invasion abzuwehren, die den nachrichtendienstlichen Erkenntnissen zufolge vermutlich bevorstand.⁶⁰ Unter solch düsteren Umständen war es kaum überraschend, dass sich manche mit den Optionen beschäftigten, die Großbritannien noch offenstehen würden, wenn das Schlimmste eintreten sollte.

IV

Für manche in London und Paris war Italien die letzte Hoffnung. Man durfte zwar nicht allzu viel erwarten, aber einen Versuch war es wert, dachte man, und sei es nur, um Italien – das zu diesem Zeitpunkt noch neutral war – aus dem Krieg herauszuhalten. Im Zusammenhang damit stellte man sich außerdem vor, dass Mussolini selbst jetzt noch dazu bewogen werden könnte, als Mittelsmann zu seinem Freund Hitler zu dienen und mitzuhelfen, eine Ausweitung des Konflikts und die Zerstörung Europas zu verhindern. Immerhin hatte Mussolini 1938 zugunsten des Friedens interveniert, wenn auch mit dem Ergebnis der ruhmlosen Münchener Konferenz. Zudem konnte Italien nicht einfach ruhig zusehen, wie Deutschland den Kontinent unter seine Vorherrschaft brachte. Darüber hinaus durfte Mussolini für jede Mittlertätigkeit bedeutende territoriale Zugeständnisse für Italien im Mittelmeerraum erwarten. Machtsteigerung, Prestigegewinn und Wohlstand für sein Land in einem

friedlichen Europa, das waren die Zuckerbrote, die vor ihm lagen. Weitere Anreize, mit denen man den italienischen Diktator hätte verlocken können, gab es kaum, wenn überhaupt, und ganz gewiss gab es keine, die ihn dazu gebracht hätten, der Anziehungskraft der militärischen Größe zu widerstehen, die ihm der Triumph in einem Krieg versprach, der in seiner Vorstellung schon gewonnen war. Er verstand Drohungen, zumal dann, wenn dazu ein genügend großer Knüppel geschwungen wurde. Aber bloße Vorhersagen wie, er habe »aufs falsche Pferd gesetzt« oder Italien sei ein »Leichtgewicht« in einem Boxring mit den schwergewichtigen westlichen Demokratien, die eine längere Auseinandersetzung am Ende gewinnen würden, konnten ihn nicht beeindrucken. Auf solche Vorhaltungen, die vorgebracht worden waren, hatte er sowohl dem französischen Ministerpräsidenten Reynaud als auch Churchill versichert, dass er entschlossen sei, in politischer und militärischer Hinsicht Deutschlands Verbündeter zu bleiben.⁶¹

Auf dem Höhepunkt der Krise stellte jedoch eine Demarche bei Mussolini möglicherweise eine letzte Chance dar. Der französische Verteidigungsminister (und frühere Ministerpräsident) Édouard Daladier schlug vor, Mussolini zu »kaufen«. Ihm schwebte eine Kontaktaufnahme über US-Präsident Roosevelt vor, um dem Faschistenführer mitzuteilen, dass die Alliierten bereit seien, über seine Forderungen nachzudenken, wenn Italien nicht in den Krieg eintrete. Außerdem wurde ihm die Teilnahme an der Friedenskonferenz im Status eines Kriegführenden versprochen. Das britische Außenministerium signalisierte am 25. Mai seine Einwilligung.⁶² Am Vortag war der Vorschlag, »mit Italien über das Mittelmeer zu diskutieren«, dem früheren mächtigen Chefdiplomaten im Außenministerium, Robert Vansittart, unterbreitet worden, der ihm zugestimmt hatte. Auch sein Nachfolger Alexander Cadogan war dafür, »wenn er den Krieg mit Italien um ein paar Tage hinauszögert«.⁶³ Das unmittelbare Ziel der französischen Initiative und der britischen Unterstützung war darauf begrenzt, Mussolini aus dem Krieg herauszuhalten, um Zeit zu gewinnen. Die Erwähnung der italienischen Rolle auf einer künftigen Friedenskonferenz deutet jedoch darauf hin, dass der Vorschlag implizit weiterging. Man hatte nicht weniger im Sinn, als den Konflikt durch Verhandlungen zu beenden. Aber dazu musste man Deutschland einbeziehen. Hitler hätte auf einer Friedenskonferenz auf jeden Fall ein gewichtiges Wort mitzureden.

Bereits am 16. Mai hatte Neville Chamberlain in seinem Tagebuch notiert, wenn Frankreich zusammenbreche, bestehe Großbritanniens einzige Chance, der Zerstörung zu entgehen, in einem von Roosevelt vermittelten Waffenstillstandsabkommen. Es sei allerdings unwahrscheinlich, dass Deutschland darauf eingehen werde.⁶⁴ Auch Churchill wollte die Hilfe der Amerikaner, aber nicht um einen Waffenstillstand zu erreichen. In den ersten Briefen einer Korrespondenz mit dem amerikanischen Präsidenten, die im Lauf der Zeit zu beachtlichem Umfang anwachsen sollte, schlug er einen trotzigem Ton an: »Wenn nötig, werden wir den Krieg allein fortsetzen, und das schreckt uns nicht«, schrieb er am 15. Mai, um drei Tage später hinzuzufügen: »Wir sind entschlossen, bis zum Ende durchzuhalten, wie auch das Ergebnis der großen Schlacht sein mag, die in Frankreich tobt.« Er machte jedoch keinen Hehl daraus, dass Großbritannien durch den Fall Frankreichs in ernste Bedrängnis geraten würde. »[W]enn die Vereinigten Staaten unser Land seinem Schicksal überlassen sollten«, betonte er am 20. Mai, »so hätte kein Mensch das Recht, den in jener Stunde Verantwortlichen einen Vorwurf daraus zu machen, wenn sie versuchen würden, für die überlebenden Bewohner die bestmöglichen Bedingungen herauszuschlagen.«⁶⁵ Es war ein Versuch, Roosevelt durch das Eingeständnis der Gefahr, in der sich Großbritannien befand, zu einem offenen Solidaritätsbekenntnis zu bewegen, in der Hoffnung, dass praktische Schritte folgen würden. Aber die später viel beschworene »besondere Beziehung« war zu diesem Zeitpunkt alles andere als besonders gut. Churchill selbst bemerkte wenige Tage später mit einem Anflug von Bitterkeit: »Die Vereinigten Staaten haben uns im Krieg praktisch nicht geholfen, und jetzt, wo sie sehen, wie groß die Gefahr ist, wollen sie alles, was uns helfen könnte, für ihre eigene Verteidigung behalten.«⁶⁶

Roosevelt antwortete freundlich, aber unverbindlich. Er musste an die öffentliche Meinung in seinem eigenen Land denken, die zu einem guten Teil isolationistisch eingestellt war. Außerdem musste er in Erwägung ziehen, ob Großbritannien zu unterstützen nicht eine Investition in eine verlorene Sache wäre. Am 24. Mai war sein Vertrauen in die britische Fähigkeit zum Durchhalten, derart erschüttert, dass er Kanada und die Dominions aufforderte, Churchill dazu zu drängen, die britische Flotte über den Atlantik zu schicken, bevor Hitler ihre Übergabe in seine Friedensbedingungen aufnehmen könne.⁶⁷ Am Ende sagte Roosevelt jedoch

zu, seinen Einfluss bei Mussolini (der sich, wie kaum anders zu erwarten, als gering erwies) zugunsten der Alliierten geltend zu machen.

Am selben Tag, an dem Roosevelt versuchte, Churchill dazu zu bewegen, die britische Flotte aus der Gefahrenzone zu manövrieren, empfahl Halifax dem Kabinett die Annahme des französischen Vorschlags, durch Vermittlung des amerikanischen Präsidenten einen Versuch zu unternehmen, den Kriegseintritt Italiens zu verhindern. Er glaubte zwar nicht, dass dabei viel herauskommen würde, sprach sich aber dafür aus, mit Roosevelts Hilfe herauszufinden, zu welchen Bedingungen Italien sich aus dem Konflikt heraushalten würde. Es könnte nützlich sein, fügte Halifax hinzu, den amerikanischen Präsidenten darüber hinaus zu bitten, Mussolini die Grundgedanken des letzten Teils einer Erklärung zu übermitteln, »die der Premierminister abgeben wollte und dann zurückgezogen hat«. Diese würden besagen, »dass die Alliierten bereit seien, am Ende des Krieges vernünftige italienische Forderungen in Erwägung zu ziehen und Italien auf einer Friedenskonferenz als den kriegführenden gleichgestellten Teilnehmer zu begrüßen«. ⁶⁸ Das entsprach im Wesentlichen dem von Daladier stammenden französischen Vorschlag. Churchill hatte offenbar im Nachhinein Bedenken gehabt, eine solche Erklärung zu diesem Zeitpunkt selbst abzugeben, hieß aber wie die anderen Mitglieder des Kriegskabinetts den Vorschlag des Außenministers gut, Roosevelt nicht nur einzuschalten, um Italiens Kriegsbeteiligung zu verhindern, sondern auch um Mussolini die Teilnahme an einer Friedenskonferenz anzubieten, der vermutlich ein früher Waffenstillstand sowohl auf britischer als auch auf französischer Seite vorausgehen sollte.

In dieser Zeit – das genaue Datum ist nicht bekannt – entwarf Halifax für Churchill ein Telegramm an Roosevelt, das dann jedoch nicht abgeschickt wurde. Es lief auf eine flehentliche Bitte an Roosevelt hinaus zu intervenieren, sollte Hitler nach dem Fall Frankreichs Großbritannien unannehmbare, »die britische Unabhängigkeit zerstörende« Bedingungen stellen wie die Übergabe der Flotte oder der Luftwaffe. Roosevelt sollte klarstellen, dass dies »auf US-Widerstand« stoßen würde und Großbritannien in einer solch verzweifelten Lage mit der vollen Unterstützung der Vereinigten Staaten rechnen könne. ⁶⁹ Wahrscheinlich behagte Churchill, der nicht gern Anzeichen von Verzweiflung zeigte, der notgedrungen schwächliche, pessimistische Ton des Schreibens nicht.

Nach einem Londonbesuch von Paul Reynaud am 26. Mai wurde schließlich ein englisch-französisches Ersuchen an Roosevelt gerichtet. Man zog diesen Weg der direkten Kontaktaufnahme mit Mussolini vor, da diese als Zeichen von Schwäche hätte gewertet werden können.⁷⁰ Noch am selben Tag teilte Roosevelt dem italienischen Diktator mit, dass er bereit sei, als Mittelsmann zu fungieren und »italienische Ansprüche im Mittelmeerraum« an die Alliierten weiterzuleiten. Außerdem garantiere er die gleichberechtigte Teilnahme Italiens an Friedensverhandlungen nach dem Krieg. Dafür müsse Mussolini lediglich zusagen, nicht in den Krieg einzutreten. Das Angebot wurde am nächsten Tag ohne viel Aufheben abgelehnt.⁷¹

Unterdessen hatte sich für die Alliierten eine Möglichkeit ergeben, selbst direkter und unmittelbarer mit den Italienern in Verbindung zu treten. Um diese Möglichkeit drehte sich in den folgenden drei Tagen die Diskussion: Sollte man Verhandlungen führen oder weiterkämpfen? Am 20. Mai hatte sich der italienische Botschafter in London, Graf Giuseppe Bastianini, in einem Gespräch mit dem für seine Sympathien für den Faschismus bekannten Lord Phillimore begeistert über die Aussicht auf eine durch Italien vermittelte britische Fühlungnahme mit Berlin geäußert. Phillimore hatte dem Außenministerium pflichtschuldig berichtet, dass Mussolini sogar jetzt noch bei Hitler Gehör finden würde. Bald darauf deutete Gabriele Paresci, der Presseattaché an der italienischen Botschaft, gegenüber Vansittart an, dass eine Anfrage an Italien nicht abschlägig beschieden werden würde.⁷² Halifax trug dies am 25. Mai dem Kriegskabinett vor, wobei er erwähnte, dass er nach Beratung mit dem Premierminister autorisiert sei, »die Sache weiterzuverfolgen«. Inzwischen war Vansittart ein zweites Mal von Paresci eingeladen worden. Halifax empfahl ihm eine vorsichtige Linie mit dem Tenor, dass man stets bereit sei, »in Gespräche mit der italienischen Regierung einzutreten mit dem Ziel, den Schwierigkeiten und Missverständnissen, welche den Weg der Freundschaft zwischen beiden Völkern versperren, ein Ende zu bereiten«. Churchill hatte keine Einwände, solange das Treffen nicht publik gemacht würde.⁷³

Es war ein Samstag, ein ungewöhnlicher Tag für ein diplomatisches Treffen, aber Halifax wollte angesichts der kritischen militärischen Lage keine Zeit verlieren. Die Situation wurde immer ernster. Die durchsickern den Nachrichten waren bedrückend. Im Lauf des Tages zerschlug sich die

letzte Hoffnung auf einen zusammen mit den Franzosen ausgeführten britischen Gegenangriff, um den deutschen Vormarsch zu stoppen. Der verzweifelte Rückzug nach Dünkirchen hatte begonnen. Die Wehrmacht stand nur noch rund fünfzehn Kilometer vor dem Hafen. Die Aussichten für die britischen Expeditionstruppen waren düster. »Alles befindet sich in völligem Durcheinander«, notierte Cadogan im Außenministerium, »keine Kommunikationsverbindungen, und niemand weiß, was vor sich geht, außer, dass alles Schwarz in Schwarz ist. Boulogne genommen, Calais unter schwerer Belagerung. Dünkirchen mehr oder weniger offen, und das ist der einzige Ausweg für unsere BEF [British Expeditionary Force], wenn sie jemals herausgebracht werden kann. Inzwischen hat sie nur noch wenig Nahrung und praktisch keine Munition mehr. [...] Mit jedem Tag werden unsere Chancen kleiner.«⁷⁴

Am späten Nachmittag kam Halifax mit Bastianini zusammen. Obwohl die üblichen diplomatischen Regeln des vorsichtigen Florettfechtens eingehalten wurden, ging das Gespräch bald über das begrenzte Ziel hinaus, den italienischen Kriegseintritt zu verhindern. Bastianini erweiterte das Themenfeld, indem er erklärte, Mussolini sei stets der Ansicht gewesen, »dass die Beilegung der Probleme zwischen Italien und anderen Ländern im Rahmen einer umfassenden europäischen Regelung geschehen sollte«. Darauf erwiderte Halifax, dass bei der Schaffung eines friedlichen Europa »Angelegenheiten, die Italien Sorge bereiten« – womit dessen umfangreiche territoriale Ansprüche im Mittelmeerraum gemeint waren –, »natürlich im Rahmen einer allgemeinen europäischen Regelung erörtert werden müssten«. Als Bastianini sich erkundigte, ob die britische Regierung Gespräche über »allgemeine Fragen«, die sowohl Großbritannien und Italien als auch »andere Länder« betreffen, in Erwägung ziehe, erklärte Halifax ausweichend, solange der Krieg andauere, seien derart weit gefasste Unterredungen schwer vorstellbar. Darauf entgegnete der italienische Botschafter, dass der Krieg »sinnlos« werde, sobald solche Gespräche begonnen hätten. Mussolini sei bestrebt, »eine europäische Einigung zustande zu bringen, die nicht bloß ein Waffenstillstand wäre, sondern den europäischen Frieden für ein Jahrhundert sichern würde«. Dieses Ziel verfolge auch die Regierung Seiner Majestät, erwiderte Halifax, und sie sei »nie abgeneigt, einen von verantwortlicher Seite unterbreiteten Vorschlag zu erwägen, der die Schaffung eines sicheren und friedlichen Europa in Aussicht stelle«. Dann dürfe er Mussolini also

mitteilen, fragte Bastianini, »dass Seiner Majestät Regierung die Möglichkeit von Gesprächen über breitere Probleme Europas nicht ausschließe, sofern sich die Gelegenheit dazu ergebe«. Halifax bejahte dies.⁷⁵

Am nächsten Morgen, Sonntag, den 26. Mai, erhielt Halifax, gerade als er zur Kirche gehen wollte, die Nachricht, dass Churchill für neun Uhr, vor dem Besuch des französischen Ministerpräsidenten, eine Sitzung des Kriegskabinetts einberufen habe – die erste von drei Zusammenkünften an diesem Tag. In der Besprechung berichtete Halifax über sein Treffen mit dem italienischen Botschafter, wobei er vorausschickte: »Allgemein gesprochen, hätten wir der Tatsache ins Gesicht zu sehen, dass es nicht so sehr darum gehe, Deutschland eine vollständige Niederlage beizubringen, als vielmehr darum, die Unabhängigkeit unseres eigenen Empires zu sichern, und wenn möglich auch diejenige von Frankreich.« Niemand erhob einen Einwand gegen die unter den verzweifelten Umständen höchst realistisch klingende Überlegung, dass nicht der Sieg, sondern das Überleben das Ziel sei. Implizit hatte Halifax damit auch gesagt, dass Großbritannien zu gegebener Zeit, vermutlich eher früher als später sowie mit oder – was immer wahrscheinlicher wurde – ohne Frankreich, Verhandlungen über eine Beendigung des Krieges würde aufnehmen müssen. Bastianini, erklärte Halifax, habe »unverkennbar auszuloten versucht, ob wir einer Konferenz zustimmen würden«, und angedeutet, dass Mussolini den Frieden in Europa erhalten wolle. Er, Halifax, habe darauf erwidert, dass Frieden und Sicherheit auch die Ziele Großbritanniens seien und dass man selbstverständlich bereit sei, jeden in dieser Hinsicht förderlichen Vorschlag zu prüfen, solange die eigene Unabhängigkeit und Sicherheit gewahrt blieben. Churchill ließ dies nicht ohne Kommentar stehen. Frieden und Sicherheit, warf er ein, könnten auch unter deutscher Vorherrschaft in Europa erreicht werden. Das Ziel Großbritanniens sei es, seine »vollständige Freiheit und Unabhängigkeit« zu bewahren. Er lehne »jegliche Verhandlungen ab, die zu einer Verschlechterung [der britischen] Rechte und Macht führen könnten«. ⁷⁶ Damit waren Verhandlungen jedoch nicht grundsätzlich ausgeschlossen.

Bastianini hatte um ein weiteres Treffen gebeten, um neue Vorschläge unterbreiten zu können. Dennoch wurde Attlees Anregung gebilligt, die weitere Diskussion zu verschieben, bis Reynaud, der später am Tag erwartet wurde, eingetroffen sei und der Bericht der Stabschefs über die Chancen für ein britisches Ausharren, falls Frankreich zusammenbre-

chen sollte, vorliege. Dieser Bericht, der auf den 25. Mai datiert war, aber erst zwei Tage später vom Kriegskabinett besprochen wurde, enthielt eine leidenschaftslose Darstellung der Lage, in der sich Großbritannien im Fall einer französischen Kapitulation befinden würde. Unter der Voraussetzung des Verlusts des größten Teils der Expeditionstruppen und ihrer gesamten Ausrüstung sowie des italienischen Eintritts in den Krieg gegen Großbritannien, aber auch in der Annahme finanzieller und wirtschaftlicher Hilfe vonseiten der Vereinigten Staaten (und ihrer wahrscheinlichen späteren Kriegsteilnahme) kam der Bericht zu der Schlussfolgerung, dass in Ermangelung von Verbündeten in der Luftüberlegenheit die größte britische Hoffnung liege, in den nächsten Monaten die Gefahr einer drohenden Invasion zu überstehen. Der Bericht bot also selbst in einer solchen Notlage Anlass zu vorsichtigem Optimismus.⁷⁷

Am 26. Mai trafen sich Churchill und Reynaud allein zum Mittagessen. Hinterher berichtete Churchill dem Kriegskabinett, dass Italien wahrscheinlich die Neutralisierung Gibraltars und des Suezkanals, die Entmilitarisierung Maltas und die Begrenzung der britischen Seestreitkräfte im Mittelmeer fordern werde. Er habe Reynaud gesagt, dass Großbritannien »nicht bereit sei, in jedem Punkt nachzugeben«. Es werde »eher kämpfend untergehen, als sich von Deutschland versklaven zu lassen«. Auf jeden Fall sei man zuversichtlich, dass eine »gute Chance« bestehe, den deutschen Ansturm zu überstehen. Anschließend wandte sich das Kriegskabinett der Frage zu, ob man auf Italien zugehen sollte. Halifax war dafür. Er glaubte, dass Mussolini keinesfalls ein von Deutschland beherrschtes Europa wolle und bestrebt sei, »Hitler zu einer vernünftigeren Haltung zu bewegen«. Churchill hingegen »bezweifelte, dass es etwas bringen würde, an Italien heranzutreten«, stellte aber dem Kriegskabinett anheim, weiter darüber zu diskutieren.⁷⁸

Um vierzehn Uhr, nach der zweiten Sitzung des Kriegskabinetts an diesem Tag, kam Halifax erneut mit Reynaud zusammen. Später stießen auch Churchill, Chamberlain und Attlee zu ihnen. Die Unterredung dauerte bis halb fünf, dann musste Reynaud abreisen. Der französische Ministerpräsident äußerte die Hoffnung, dass »irgendeine Formel« gefunden werden könne, die, »unter der Bedingung, dass Italien nicht in den Krieg eintritt, im Fall eines alliierten Sieges die italienische Selbstachtung wahrt«. Wie er erwähnte, hatte André François-Poncet, der französische Botschafter in Rom, einige Tage zuvor darauf hingewiesen, dass

die Alliierten, wenn sie Erfolg haben wollten, bereit sein müssten, den Status von Gibraltar, Malta und Suez auf britischer sowie von Dschibuti und Tunesien auf französischer Seite zur Disposition zu stellen. Reynaud hatte den Eindruck, dass Halifax für seine Argumente zugänglich war. Später erzählte er, der britische Außenminister habe »seine Bereitschaft ausgedrückt, Mussolini zu verstehen zu geben, dass die Alliierten willens seien, mit ihm über die italienischen Ansprüche im Mittelmeerraum zu sprechen, insbesondere über jene in Bezug auf dessen Ausgänge, wenn Italien einwillige, mit Frankreich und Großbritannien bei der Schaffung eines Friedens zusammenzuarbeiten, der die Unabhängigkeit dieser beiden Länder garantiere und auf einer gerechten und dauerhaften Lösung aller europäischen Probleme beruhe«. Aber Reynaud erkannte auch, dass Churchill ebenso wie Chamberlain (»mit einigen Vorbehalten«) und Attlee »Konzessionen an Mussolini grundsätzlich ablehnend« gegenüberstanden.⁷⁹

Während der Gespräche mit Reynaud befanden sich alle, die über die dramatischen Ereignisse auf der anderen Seite des Ärmelkanals Bescheid wussten, in ausgesprochen niedergedrückter Stimmung. Chamberlain bezeichnete den 26. Mai in seinem Tagebuch als den »schwärzesten Tag überhaupt«. Die belgische Armee, die den ganzen Tag über unter schwerem Beschuss gelegen hatte, stand kurz vor dem Zusammenbruch. Leopold, der König der Belgier, bereitete die Kapitulation vor. Die Franzosen befanden sich, wie Cadogan erfuhr, ebenfalls »in sehr schlechter Verfassung« und sprachen auch von Kapitulation. Der französische Oberbefehlshaber, General Maxime Weygand, habe festgestellt, dass er »nur über fünfzig Divisionen gegenüber hundertfünfzig deutschen Divisionen verfüge. Er werde bis zum Schluss kämpfen, wenn man ihm dies befehle, aber es wäre sinnlos. Paris werde in wenigen Tagen fallen.« Außerhalb des engeren Regierungszirkels versuchte man die Zeichen zu lesen. Die Furcht vor einer deutschen Invasion wuchs. Ein Unterhausabgeordneter schrieb seiner Frau, sie sollten sich beide Selbstmordtabletten beschaffen, damit, »sollte es zum Schlimmsten kommen, immer noch diese beiden kleinen Pillen da sind«, ⁸⁰

Laut Chamberlains Tagebucheintrag über die Unterredung mit Reynaud verband dieser mit der Demarche in Rom, die Mussolini um den Preis territorialer Zugeständnisse vom Kriegseintritt abhalten sollte, die Hoffnung, zehn Divisionen freizubekommen, die gegen die Deutschen

geworfen werden könnten. Die britischen Minister hatten eingewandt, dass dies die militärische Lage wahrscheinlich kaum ändern werde. Reynaud hatte jedoch darauf beharrt, dass Mussolini aufgrund seines eigenen Interesses daran, im Fall des Zusammenbruchs von Briten und Franzosen die italienische Unabhängigkeit zu wahren, einem Vorschlag für eine europäische Regelung aufgeschlossen gegenüberstehen könnte. Chamberlain hatte die Vermutung geäußert, dass Mussolini tatsächlich eine Viermächtekonferenz im Auge habe, aber erst nach dem Fall von Paris. Churchill hatte jedoch seine Ablehnung jeglichen Ersuchens an den italienischen Diktator deutlich gemacht. »Der PM [Premierminister] lehnte jede Fühlungnahme mit Musso[lini] ab«, notierte Chamberlain. »Es sei unwahrscheinlich, dass Hitler Bedingungen zustimmen würde, die für uns annehmbar wären, obwohl er die Gelegenheit ergreifen würde, wenn wir uns durch die Aufgabe von Malta und Gibraltar sowie einiger afrikanischer Kolonien aus dieser Klemme befreien würden. Aber der einzige sichere Weg sei, Hitler vor Augen zu führen, dass er uns nicht besiegen könne. Wir würden uns ohne die Franzosen vielleicht besser schlagen als mit ihnen, wenn sie uns auf eine Konferenz festlegen, in die wir von vornherein als Verlierer hineingehen sollen.« Halifax widersprach; es könne nicht schaden, »Musso« in Versuchung zu führen und zu sehen, was dabei herauskomme. Wenn die Bedingungen unmöglich seien, könne man sie immer noch zurückweisen. Chamberlain unterstützte Halifax, hatte aber den Eindruck, dass Attlee, obwohl er wenig sagte, der Haltung des Premierministers zuneigte. Das Kriegskabinett war offensichtlich geteilter Meinung. Aber die Auffassungen waren noch nicht gefestigt. Chamberlain schlug sich zwar auf die Seite des Außenministers, teilte aber Churchills Ansicht, dass es das Beste wäre, »weiterzukämpfen und darauf zu hoffen, in der Luft genügend Stärke zu behalten, um die Deutschen in Schach zu halten, bis andere Kräfte mobilisiert werden können, vielleicht in den USA«. Gleichwohl schloss Churchill, ungeachtet seiner eigenen Präferenzen, zu diesem Zeitpunkt nichts aus. Zu Reynaud sagte er kurz vor dessen Abreise, dass man versuche sollte, »irgendeine Formel« zu finden, mit der man an »Musso« herantreten könne; man brauche jedoch Zeit zum Nachdenken.⁸¹

Nachdem Reynaud abgereist war, kam das Kriegskabinett (ohne den Kabinettssekretär) zu einer kurzen »informellen Sitzung« zusammen. Es ging weiterhin um die Frage, ob man an Mussolini herantreten sollte oder

nicht. Die gegensätzlichen Meinungen wurden, wie schon im Gespräch mit Reynaud, von Churchill und Halifax vertreten. Churchill unterstrich, dass Großbritannien im Gegensatz zu Frankreich immer noch die Kraft zum Widerstand besäße. Außerdem wies er darauf hin, dass Deutschland Frankreich wahrscheinlich anständige Waffenstillstandsbedingungen anbieten werde, während die Bedingungen, die es gegebenenfalls Großbritannien aufzwingen würde, vermutlich grenzenlos waren. Er, Churchill, wolle nicht »in eine schwache Position gedrängt werden, in der [man] zu Signor Mussolini gehen und ihn auffordern würde, Herrn Hitler aufzusuchen und ihn zu bitten, [die Briten] nett zu behandeln«. Halifax, fuhr er fort, messe dem »wünschenswerten Ziel, Frankreich zu gestatten, die Möglichkeit eines europäischen Gleichgewichts auszuloten, größeres Gewicht bei als der Premierminister«. Unter den gegebenen Umständen sei dies eine allzu optimistische Herangehensweise. Halifax erwiderte, dass man keine Bedingungen in Erwägung ziehen dürfe, welche die britische Unabhängigkeit aushöhlen würden, wiederholte aber die Vermutung, dass Mussolini angesichts einer möglichen deutschen Hegemonie über Europa bestrebt sein könnte, das Machtgleichgewicht zu bewahren. »Auf jeden Fall«, resümierte er, »hätte er keinen Nachteil zu befürchten, wenn er diesen Weg versuchen würde.« Greenwood hatte nichts gegen den von Halifax vorgeschlagenen Kurs einzuwenden, glaubte allerdings, dass Mussolini kaum Spielraum für ein von Hitler unabhängiges Handeln habe und man bald mit Forderungen rechnen müsse, welche die britische Sicherheit beeinträchtigen würden. Auch Chamberlain war bereit, mit Mussolini über italienische Ansprüche zu verhandeln, aber nur wenn der Diktator mit Großbritannien zusammenarbeite, »um annehmbare Bedingungen zu erhalten«. Allerdings dürfe man Mussolini, wie Reynaud betont habe, keine Allgemeinplätze anbieten; vielmehr wäre ein konkretes Angebot nötig. Churchill wollte die Entscheidung vertagen, bis klar sei, wie viele Soldaten aus Frankreich herausgeholt werden könnten.⁸²

An diesem Punkt verlas Halifax das mit Frankreich vereinbarte Schreiben an den US-Präsidenten, in dem dieser um seine Vermittlung gebeten wurde, und berichtete über das Gespräch mit Bastianini am vorangegangenen Tag. Während das Ersuchen an Roosevelt nicht auf Widerspruch stieß, lehnte Churchill erneut jede direkte Demarche bei Mussolini ab. Was Halifax vorschlug, erklärte er, beruhe auf der Annahme, dass Großbritannien, wenn es Deutschland seine Kolonien zurückgebe und gewisse

Zugeständnisse im Mittelmeerraum mache, aus den »gegenwärtigen Schwierigkeiten herauskommen« könne. Diese Option stehe nach seiner Ansicht nicht offen, da die Bedingungen, die man angeboten bekäme, die Vollendung der Wiederaufrüstung verhindern würden. Halifax erwiderte, dass man sie in diesem Fall ja ablehnen könne. Daraufhin wiederholte Churchill, dass man Hitler, der offenbar das Heft in der Hand halte, vor Augen führen müsse, dass er Britannien nicht erobern könne. Allerdings erhob er, wie das Protokoll vermerkt, »keinen Einspruch gegen eine gewisse Fühlungnahme zu Signor Mussolini«. Obwohl er sich bisher bei jeder Gelegenheit gegen einen solchen Schritt ausgesprochen hatte, warf er die Tür zu einer möglichen Annäherung an den italienischen Diktator nicht endgültig zu. Zumindest deuten seine Äußerungen darauf hin, dass er sich zu diesem Zeitpunkt nicht sicher genug fühlte, um seine Kabinettskollegen, insbesondere Halifax, zu überstimmen und ihnen seine Meinung aufzuzwingen.

An diesem Punkt der Diskussion brachte Greenwood ein schlagendes Argument vor. Wie andere auch rechnete er damit, dass Mussolini Malta, Gibraltar und Suez fordern würde. (Chamberlain vermutete, dass er außerdem möglicherweise noch Somaliland, Kenia oder Uganda verlangen könnte.) Er sei sich sicher, dass die Verhandlungen darüber scheitern würden, fuhr Greenwood fort, »aber Herr Hitler würde von ihnen erfahren, und das könnte sich nachteilig auf unser Ansehen auswirken«. Halifax warf ein, dass man genau deshalb in der Note keine Einzelheiten erwähnen dürfe. Käme es jedoch zu Verhandlungen über eine allgemeine Regelung und sollte sich herausstellen, dass man Bedingungen erhalten könnte, die nicht die Aufgabe der eigenen Unabhängigkeit voraussetzten, dann wäre es doch dumm, sie nicht anzunehmen. Greenwood wies darauf hin, dass zum Zeitpunkt solcher Verhandlungen Paris wahrscheinlich schon gefallen sein werde und es daher fraglich sei, ob sie noch irgendeinen Sinn hätten. Damit vertagte sich das Kabinett, ohne eine Entscheidung getroffen zu haben, auf den nächsten Tag. Zu dieser Sitzung wurde auch Luftfahrtminister Archibald Sinclair eingeladen, der mit Churchill befreundet war, seit er im Ersten Weltkrieg dessen Stellvertreter gewesen war, und der wie dieser das Münchener Abkommen verurteilt hatte. Halifax wurde gebeten, den Entwurf eines Schreibens an Mussolini sowie das Protokoll seines Gesprächs mit Bastianini am vergangenen Abend an die Mitglieder des Kriegskabinetts zu verteilen.⁸³

Der »Vorschlag einer Annäherung an Signor Mussolini«, den Halifax am 26. Mai herumgehen ließ, gab im Wesentlichen wieder, was Reynaud am selben Tag empfohlen hatte. Er betonte, dass Mussolini in Schwierigkeiten geraten würde, sollte Deutschland zur Vormacht in Europa werden; dass Großbritannien und Frankreich bis zum Ende kämpfen würden, um ihre Unabhängigkeit zu wahren; dass man Italiens Interessen berücksichtigen werde, wenn Mussolini »bei einer Einigung über alle europäischen Fragen, die die Unabhängigkeit und Sicherheit der Alliierten gewährleistet, mitarbeite«; und dass man, wenn er vertraulich seine genauen Wünsche für die »Lösung bestimmter Mittelmeerfragen« darlege, versuchen werde, sie zu erfüllen.⁸⁴ Dies war zwar dem Anschein nach Reynauds Konzept, entsprach aber sowohl der Idee einer italienischen Vermittlerrolle als auch, bis in den Wortlaut hinein, dem, was Halifax vor dem Besuch des französischen Ministerpräsidenten gegenüber dem italienischen Botschafter geäußert hatte. Anders gesagt, die Vorschläge, insbesondere der dritte, der die Aussicht auf eine umfassende europäische Vereinbarung eröffnete, kamen zumindest teilweise in größerem Maß von Halifax als von Reynaud.⁸⁵

In der ersten von zwei Sitzungen, die das Kriegskabinett am nächsten Tag, dem 27. Mai, abhielt, beschäftigte es sich hauptsächlich mit der deprimierenden militärischen Lage.⁸⁶ Die deutsche Luftwaffe hatte begonnen, den Strand von Dünkirchen zu bombardieren. In den Häfen an der südenglischen Küste sammelten sich hastig improvisierte Flottillen aus kleinen Schiffen, Trawlern, Schleppern, winzigen Motorbooten – kurz, aus allem, was schwimmen konnte –, um ihren Beitrag zur Rettung der auf der anderen Seite des Ärmelkanals festsitzenden britischen Truppen zu leisten.⁸⁷ Aber die Chancen einer groß angelegten Evakuierung schienen gering zu sein. Vier britische Divisionen, die bei Lille abgeschnitten worden waren, würden wahrscheinlich Dünkirchen nicht einmal erreichen können. Belgien stand offenbar kurz vor der Kapitulation; später am Tag traf dann auch die Nachricht ein, dass König Leopold um die Einstellung der Feindseligkeiten ersucht habe.⁸⁸ Die Stimmung in Whitehall war gedrückt. »Kaum irgendwo ein Lichtblick«, notierte Cadogan nach der Kabinettssitzung. »Lage der BEF ziemlich furchtbar, und für mehr als einen geringen Teil von ihr sehe ich keine Hoffnung.«⁸⁹ Churchills Privatsekretär John Colville hatte einiges von den angespannten Diskussionen im Kabinett mitbekommen, wahrscheinlich durch Indiskretionen seines

Chefs. Man befürchte jetzt ernsthaft den Zusammenbruch Frankreichs, notierte er und fuhr fort: »Im Kabinett überlegt man fieberhaft, ob wir den Krieg unter diesen Umständen allein weiterführen können. Es gibt Anzeichen dafür, dass Halifax genug hat. Er behauptet, es könne nicht länger unser Ziel sein, Deutschland in die Knie zu zwingen, sondern nur noch, unsere eigene Integrität und Unabhängigkeit zu verteidigen.«⁹⁰

In der zweiten Sitzung des Tages am späten Nachmittag stand die vorgeschlagene Demarche bei Mussolini im Mittelpunkt. Laut Halifax' Tagebuch war es eine »lange und ziemlich konfuse Diskussion nominell über die Annäherung an Italien, aber zum großen Teil auch über die allgemeine Politik in dem Fall, dass die Dinge in Frankreich wirklich schlimm werden«.⁹¹ Am Anfang berichtete Halifax, dass der französische Botschafter Charles Corbin ihn am Vormittag auf Anweisung Reynauds aufgesucht habe, um auf »geografische Präzision« in dem Ersuchen an Mussolini zu drängen. Er, Halifax, habe Corbin darauf hingewiesen, dass seine Kabinettskollegen alles ablehnen würden, was über eine allgemeine Fühlungnahme hinausgehe. Halifax erwähnte die Auffassung Percy Loraines, des britischen Botschafters in Rom, der zufolge »nichts, was [Großbritannien] in diesem Stadium tun könnte, [...] in Bezug auf Signor Mussolini von irgendwelchem Wert« wäre. Chamberlain pflichtete ihm darin bei, dass »die vorgeschlagene französische Fühlungnahme mit Mussolini [...] keinen Nutzen« hätte, war aber gleichwohl bereit, diesen Kurs weiterzuverfolgen, damit Frankreich später nicht behaupten könne, Großbritannien habe die Chance auf Verhandlungen mit Italien von vornherein verweigert. Churchill entgegnete bissig, dieses Argument laufe darauf hinaus, »dass bei der Fühlungnahme zwar nichts herauskäme, sie aber dennoch versucht werden sollte, um die Beziehungen zu einem zu Boden gehenden Verbündeten zu verbessern«.

Auch Sinclair glaubte, dass eine Kontaktaufnahme in Rom vergeblich wäre. Jedes Zeichen von Schwäche würde die Deutschen und Italiener ermutigen und die Moral in Großbritannien und den Dominions untergraben. »Die Andeutung, dass wir bereit wären, Teile britischen Territoriums zu verschleudern«, warnte der Luftfahrtminister, »würde einen erbärmlichen Eindruck hinterlassen und eine Fortsetzung des verzweifelten Kampfs, mit dem wir es zu tun haben, erschweren.« Nach seiner Ansicht sei es besser, das Ergebnis von Roosevelts Vermittlungsversuch abzuwarten.

Attlee und Greenwood sprachen sich ebenfalls gegen eine anglo-französische Demarche aus. Der vorgeschlagene Schritt, erklärte Attlee, würde unweigerlich dazu führen, dass man Mussolini darum ersuche, sich nach Friedensbedingungen für Großbritannien zu erkundigen. Wenn man der französischen Bitte um geografische Präzision nachkomme, würde Mussolini einfach noch höhere Forderungen stellen, und wenn Großbritannien es ablehne, sie zu erfüllen, würde es den Anschein haben, als ließe es seinen Verbündeten im Stich. Nach Greenwoods Ansicht würde sich Großbritannien durch die Kontaktaufnahme »ins Unrecht setzen«, und wenn etwas davon durchsickern sollte, dass man »zum Preis der Aufgabe britischen Territoriums um Friedensbedingungen nachgesucht« habe, werde es »furchtbare Konsequenzen« geben. Mit diesen Annäherungsversuchen weiterzumachen bedeute, »auf eine Katastrophe zuzusteuern«.

Churchill vertrat eine ähnliche Ansicht. Er sei »in zunehmendem Maß bedrückt über die Vergeblichkeit der Fühlungnahme mit Signor Mussolini, für die dieser sicherlich nichts als Verachtung übrig hätte«. Durch einen solchen Schritt würde man die Glaubwürdigkeit der kämpferischen Haltung Großbritanniens untergraben. Daran würde auch der Verzicht auf geografische Präzision nichts ändern, denn es sei klar, welche Territorien gemeint seien. Reynaud könne am besten geholfen werden, wenn man ihm das Gefühl vermitteln könne, dass Großbritannien, was auch immer in Frankreich geschehe, bis zum Ende kämpfen werde. Dann wies Churchill Halifax' Vorschlag ein für alle Mal zurück:

»Im Augenblick ist unser Ansehen in Europa sehr gering. Die einzige Möglichkeit, es wiederzugewinnen, besteht darin, der Welt zu zeigen, dass Deutschland uns nicht geschlagen hat. Wenn wir in zwei oder drei Monaten immer noch ungeschlagen sind, wird unser Ansehen wiederkehren. Doch selbst, wenn wir geschlagen wären, stünden wir nicht schlechter da, als wenn wir den Kampf jetzt aufgäben. Wir müssen deshalb vermeiden, gemeinsam mit Frankreich in gefährliches Gelände zu geraten. Das ganze Manöver ist doch darauf angelegt, uns so tief in Verhandlungen hineinzuziehen, dass uns eine Umkehr unmöglich wäre. Mit unserer Fühlungnahme mit Italien haben wir uns bereits sehr weit vorgewagt, aber wir sollten M. Reynaud nicht erlauben, uns in eine verworrene Situation zu bringen.«

Seine Schlussfolgerung war klar: »Die vorgeschlagene Fühlungnahme wäre nicht nur vergeblich, sondern brächte uns auch in Todesgefahr.«

Chamberlain erhob auf konziliante Weise Einspruch. Er sei zwar ebenfalls der Ansicht, dass der vorgeschlagene Annäherungsversuch keinen Nutzen habe, glaube aber, dass man ihn noch »ein wenig weiter vorantreiben« sollte, »um die Franzosen bei Laune zu halten«. Man solle die Angelegenheit in der Schwebe lassen, bis das Ergebnis von Roosevelts Demarche vorliege. Dies stieß auf gewisse Zustimmung. Doch Churchill hatte nur die Gelegenheit zum vorbildhaften Kampf im Blick. »Wenn es zum Schlimmsten kommt«, erklärte er, »wäre es für dieses Land nicht das Schlechteste, unterzugehen im Kampf für die anderen Länder, die von der Nazityrannei überwältigt worden sind.«

Bisher hatte Halifax still zugehört. Doch jetzt wurde seine zunehmende Isolation im Kriegskabinett immer deutlicher. Außerdem verlangte Churchills scharfer Ton nach einer Widerrede. Er sei sich gewisser grundlegender Differenzen der Standpunkte bewusst, stellte er fest. Nach seiner Ansicht wäre es von Nutzen, wenn man die französische Regierung zu der Erklärung bewegen könnte, dass sie bis zum Ende für die Bewahrung der Unabhängigkeit Frankreichs kämpfen werde. Im Übrigen könne er zwischen seinem Vorschlag und der Vorstellung, man würde »um Friedensbedingungen nachsuchen und eine Linie verfolgen, die [Großbritannien] ins Verderben stürzen werde«, keinerlei Ähnlichkeit entdecken. Der Premierminister habe, wie Halifax richtig bemerkte, seit dem vorangegangenen Tag offenbar seine Meinung geändert. Am Tag zuvor habe er zu erkennen gegeben, dass er froh wäre, zu Bedingungen aus der Bedrängnis herauszukommen, welche die Unabhängigkeit des Landes unangetastet ließen, selbst wenn dies die Abtretung einiger Territorien bedeuten würde. Jetzt schein er jedoch die Ansicht zu vertreten, dass Alternativen zu einem Kampf bis zum Ende unter keinen Umständen in Frage kämen. Er, Halifax, räume ein, dass annehmbare Bedingungen unwahrscheinlich seien. Aber wenn sich eine Vereinbarung als möglich erweisen sollte, welche die fundamentalen Interessen Großbritanniens nicht beeinträchtigen würde, könne er Churchills Auffassung nicht teilen und »würde es für richtig halten, ein Angebot anzunehmen, das dem Land eine vermeidbare Katastrophe ersparen würde«.

Churchill widersprach. Dieser Fall werde kaum eintreten. »Wenn Herr Hitler bereit wäre, unter der Bedingung der Wiedererlangung der deut-

schen Kolonien und der Vorherrschaft in Mitteleuropa Frieden zu schließen, sei das eine Sache«, erwiderte er. »Doch es ist recht unwahrscheinlich, dass er ein solches Angebot machen wird.« Daraufhin entwickelte Halifax ein hypothetisches Szenario. Angenommen, Hitler würde »in dem Bemühen, den Krieg zu beenden, weil er um seine eigene innere Schwäche wisse«, Großbritannien und Frankreich ein Angebot machen, wäre der Premierminister dann bereit, über seine Bedingungen nachzudenken? Hier kam noch einmal der alte, unangebrachte Optimismus im Hinblick auf Hitlers angebliche innere Schwierigkeiten – in Gestalt einer bevorstehenden schweren Wirtschaftskrise⁹² – zum Ausdruck. Churchill antwortete, er würde nicht gemeinsam mit Frankreich um Friedensbedingungen nachsuchen, diese aber in Erwägung ziehen, wenn man sie ihm nennen würde. Chamberlain entschärfte erneut den hitzigen Wortwechsel zwischen Premierminister und Außenminister. Der Streit wurde mit der Übereinkunft beendet, dass Churchills Antwortschreiben an Reynaud der von Chamberlain vorgeschlagenen Linie folgen solle – keine völlige Ablehnung, aber in Erwartung des Ergebnisses von Roosevelts Intervention auch keine Zusage.⁹³

Die Diskussion war leidenschaftlicher gewesen, als das offizielle Protokoll erkennen lässt. Halifax notierte in seinem Tagebuch, er habe gedacht, »Winston rede den fürchterlichsten Blödsinn, ebenso Greenwood«. Nachdem er es eine Zeitlang mit angehört hatte, habe er beiden deutlich gesagt, was er von ihnen halte, und hinzugefügt, wenn dies wirklich ihr Standpunkt sei und es zur Nagelprobe komme, müssten sich ihre Wege trennen. Für den ansonsten gelassenen, unerschütterlichen Halifax waren dies in der Tat starke Worte, enthielten sie doch implizit eine Rücktrittsdrohung. Er wiederholte sie, als er nach der Sitzung mit Churchill unter vier Augen sprach, doch inzwischen hatte sich der Premier »besänftigt«, wie Halifax es ausdrückte, und »war voller Entschuldigungen und Zuneigung«. Es war sowohl ein Zusammenstoß unterschiedlicher Persönlichkeiten als auch eine Meinungsverschiedenheit in der Sache gewesen. Churchills emotionales Temperament bildete das genaue Gegenteil von Halifax' kühler Rationalität. Diesen brachte es, wie er selbst schrieb, »zur Verzweiflung, wenn [Churchill] sich in leidenschaftliche Gefühle hineinsteigert, anstatt seinen Verstand zu gebrauchen und nachzudenken, wie er es sollte«.⁹⁴ Halifax war sich mit Churchill und den anderen Mitgliedern des Kriegskabinetts darin einig, dass sich eine Füh-

lungnahme mit Mussolini höchstwahrscheinlich als vergeblich herausstellen werde. Aber er war immer noch nicht bereit, auf den Versuch zu verzichten. Und was ihm den Magen umgedreht hatte, war Churchills offensichtliches Beharren darauf, dass es besser wäre, kämpfend unterzugehen – auch wenn das Land dabei zerstört werden sollte –, als jede mögliche Verhandlungslösung in Erwägung zu ziehen, die es vor der Katastrophe bewahren konnte.⁹⁵

Um zehn Uhr abends wurde das Kriegskabinett zum dritten Mal an diesem Tag zusammengerufen. Churchill teilte ihm die unerfreuliche Neuigkeit mit, dass Belgien kurz vor der Kapitulation stehe. Die Folgen waren äußerst gravierend – nicht nur für die Aussichten auf einen anhaltenden militärischen Widerstand Frankreichs, sondern auch für die Chancen der Evakuierung des britischen Expeditionskorps. »Natürlich haben wir nicht erwartet, dass Belgien endlos durchhalten würde«, notierte Chamberlain in seinem Tagebuch, »aber dieser plötzliche Zusammenbruch öffnet unsere Flanke und macht es unwahrscheinlich, dass unsere BEF in nennenswerter Zahl entkommen werden. Ich muss gestehen, dass ich nicht viel Hoffnung für ihre Rettung hatte, aber es bestand eine Chance, die jetzt fast völlig verschwunden ist.«⁹⁶

Unterdessen stand auch fest, dass Mussolini Roosevelts Vorstoß kategorisch zurückgewiesen und sich sogar geweigert hatte, den amerikanischen Botschafter in Rom, der das Schreiben des Präsidenten persönlich erläutern wollte, zu empfangen. Auch eine Antwort traf nicht ein. Die Verachtung, mit der die Demarche aufgenommen wurde, hätte nicht deutlicher ausgedrückt werden können. Mussolini war Roosevelts Ersuchen durch seinen Außenminister Graf Galeazzo Ciano übermittelt worden, der dem amerikanischen Botschafter unumwunden gesagt hatte, dass es abgelehnt werden würde.⁹⁷ Roosevelt sei »auf dem falschen Weg«, erklärte er. »Es braucht mehr, um Mussolinis Entschluss zu ändern. Im Grunde genommen will er gar nicht dies oder jenes erreichen: Er will den Krieg. Wenn er auf friedlichem Wege auch das Doppelte von dem bekommen könnte, was er verlangt, so würde er es ablehnen.«⁹⁸

Als das Kriegskabinett am Nachmittag des nächsten Tages, dem 28. Mai, die Diskussion über eine mögliche Fühlungnahme mit Mussolini wiederaufnahm, wussten die Minister also bereits, dass Roosevelts Vermittlungsversuch gescheitert war. Außerdem kannten sie die traurige Neuigkeit von der Kapitulation Belgiens, die in den frühen Morgenstunden

den erfolgt war. Damit waren die sich auf Dünkirchen zurückziehenden britischen Truppen, wie Chamberlain befürchtet hatte, ohne Deckung. Sie führten jetzt einen verzweifelten Kampf mit dem Ziel, die Wehrmacht aufzuhalten, um ihren Rückzug fortsetzen zu können. »Aussichten der BEF düsterer denn je«, klagte Cadogan. »Schreckliche Tage!«⁹⁹ Den ganzen Tag über war »das Schicksal der englischen Armee in der Schwebe«, wie Churchill später schrieb. Für einen Großteil der französischen Truppen, die sich ebenfalls nach Dünkirchen hatten durchschlagen wollen, war es zu spät. Westlich von Lille abgeschnitten und eingekesselt, gab es für sie keinen anderen Ausweg, als sich zu ergeben.¹⁰⁰

Die Mitglieder des Kriegskabinetts mussten sich jetzt mit einer Bitte aus Paris beschäftigen, erneut einen englisch-französischen Vorstoß bei Mussolini zu versuchen. Auf Anregung Daladiers hatte der französische Ministerrat in einer hektischen Nachtsitzung beschlossen, Rom in dem verzweifelten Versuch, Italien aus dem Krieg herauszuhalten, konkrete einseitige Vorschläge zu unterbreiten. Doch dann hatte es sich die französische Regierung anders überlegt und den Schritt bis nach der Konsultation mit London aufgeschoben.¹⁰¹ Dieses Ersuchen lag nun dem britischen Kriegskabinetts vor und löste, mit Chamberlains Worten, eine »ziemlich scharfe Diskussion« aus.¹⁰² Im Vordergrund standen weiterhin die Alternativen, die Churchill und Halifax am Tag zuvor so schroff formuliert hatten.¹⁰³ Halifax erklärte, ihm sei klar, dass er in seinem Gespräch mit Bastianini drei Tage zuvor keinerlei Fortschritte erzielt habe und »die Lage hoffnungslos sei«. Aber der diplomatische Berater der Regierung Vansittart, auf dessen Initiative das Treffen zustande gekommen sei, habe anschließend herausgefunden, was die italienische Botschaft im Sinn gehabt hätte, nämlich dass die britische Regierung ihr »Interesse an einer Vermittlerrolle Italiens klar zu erkennen geben« solle. Churchill wandte sofort ein, die Franzosen versuchten, sie »in gefährliches Gelände zu locken«, indem sie Mussolini als Vermittler zwischen Großbritannien und Hitler einzuschalten trachteten. Doch er sei entschlossen, »nicht in diese Situation zu geraten«. Etwas völlig anderes wäre es, fügte er hinzu, wenn Deutschland bereits einen erfolglosen Versuch, England zu erobern, unternommen hätte.

Chamberlain, der den französischen Vorschlag privat als »lächerlich und unangebracht« betrachtete,¹⁰⁴ näherte sich Churchills Position an, auch wenn er im Unterschied zu diesem in der Fortsetzung des Krie-

ges nicht den Weg zum letztendlichen Sieg, sondern die Voraussetzung für die Aushandlung eines besseren Friedensschlusses sah.¹⁰⁵ Er erklärte seinen Kabinettskollegen, dass sämtliche Konzessionen, die man Italien machen könnte, ob es sich nun um Gibraltar oder Malta handle, nur im Rahmen einer umfassenden Vereinbarung mit Deutschland zugestanden werden könnten. Konzessionen an Italien allein, während Deutschland den Krieg weiterführe, hätten für Großbritannien keinen Wert. Dass durch Mussolinis Vermittlung annehmbare Friedensbedingungen erlangt werden könnten, bezweifelte er ebenso wie Greenwood und Sinclair. Halifax widersprach in diesem Punkt nicht; tatsächlich bemerkte er in seinem Tagebuch, dass jede weitere Fühlungnahme mit dem italienischen Diktator zwecklos wäre.¹⁰⁶ Dennoch bekräftigte er im Kabinett seine Haltung vom vorangegangenen Tag: Man solle, wenn Mussolini »die Rolle des Vermittlers spielen wolle und Bedingungen erreichen könne, die [die britische] Unabhängigkeit nicht beschneiden, bereit sein, über solche Bedingungen nachzudenken«. Möglicherweise, fügte er hinzu, würde Großbritannien bessere Bedingungen erhalten, »bevor Frankreich aus dem Krieg ausgeschieden sei und [die britischen] Flugzeugfabriken bombardiert würden, als [...] in drei Monaten«.

Zu diesem Zeitpunkt verlas Churchill den Entwurf einer Antwort an Reynaud, die seine eigene Auffassung wiedergab.¹⁰⁷ Ihm sei klar, dass Reynaud Großbritannien durch Mussolinis Vermittlung »an den Konferenztisch mit Herrn Hitler« bekommen wolle. Säße man aber erst einmal am Verhandlungstisch, würde man herausfinden, »dass die angebotenen Bedingungen [die britische] Unabhängigkeit und Integrität beeinträchtigen«, und wenn man dann aufstehe und den Verhandlungstisch verlasse, würde man feststellen, »dass alle Entschlossenheit, über die [man] jetzt verfüge, verflogen sei«. Chamberlain, der immer mehr auf Churchills Kurs einschwenkte, stimmte dem Entwurf grundsätzlich zu und empfahl lediglich, aus Rücksicht auf die Franzosen einige stilistische Änderungen vorzunehmen. Die Grundaussage seines Vorschlags entsprach jedoch Churchills Position: dass Großbritannien glaube, durchhalten zu können und auf diese Weise bessere Friedensbedingungen zu erlangen, als wenn London sich aus einer Position der Schwäche heraus auf Verhandlungen mit Mussolini einließe.

Da er das Kriegskabinett nun weitgehend auf seiner Seite wusste, unterstrich Churchill noch einmal den Kern seiner Position. »Wenn Sig-

nor Mussolini als Vermittler ins Spiel käme«, erklärte er, »würde er uns das Fell über die Ohren ziehen.« Es sei nicht vorstellbar, »dass Herr Hitler so dumm wäre, uns mit unserem Rüstungsprogramm weitermachen zu lassen. Tatsächlich würden uns seine Bedingungen ihm auf Gedeih und Verderb ausliefern. Wenn wir den Kampf fortsetzten, würden wir, selbst dann, wenn wir geschlagen würden, keine schlechteren Bedingungen bekommen als jene, die uns jetzt angeboten würden.«

Das war ein starkes Argument. Halifax warf eher defensiv ein, »er verstünde immer noch nicht, was der Premierminister an dem französischen Vorschlag, die Möglichkeiten einer Vermittlung auszuloten, für so falsch halte«. Daraufhin bemerkte Chamberlain, soviel er sehe, verliere man nichts, wenn man offen feststelle, dass Großbritannien bis zum Ende kämpfen werde, um seine Unabhängigkeit zu bewahren, aber auch »bereit sei, vernünftige Bedingungen in Erwägung zu ziehen, wenn sie [ihm] angeboten werden würden«. Er gab jedoch zu bedenken, »dass die Alternative zur Fortsetzung des Kampfes gleichwohl ein beträchtliches Risiko mit sich brächte«. Churchill erklärte mit mehr Gefühl als Logik, »dass Nationen, die kämpfend untergingen, sich wieder erheben würden, jene aber, die mutlos kapitulierten, am Ende seien«. Chamberlain pflichtete, wiederum vorsichtig und etwas vage, Halifax' Grundforderung bei, mögliche Friedensbedingungen auszuloten, fügte aber einschränkend hinzu, ein Angebot vernünftiger Bedingungen sei derart unwahrscheinlich, dass Großbritannien Reynauds Vorschlag einer Fühlungnahme mit Mussolini nicht folgen sollte. Man sollte ihn indessen auch nicht rundheraus ablehnen; man wolle schließlich nicht, dass die Franzosen den Kampf aufgäben. Außerdem könnten sich die Umstände ändern, vielleicht sogar kurzfristig, sodass man seine Haltung überdenken müsse. Nachdem das Kriegskabinett über zwei Stunden diskutiert hatte, unterbrach es seine Sitzung um um viertel nach sechs für eine Dreiviertelstunde.

Es war eine wichtige Unterbrechung. Churchill nahm die Gelegenheit wahr, um sich an die Minister zu wenden, die dem Kriegskabinett nicht angehörten. Er berichtet in seinen Erinnerungen von dieser Sitzung des erweiterten Kabinetts. Seit der Bildung seiner Regierung hatte er die nicht dem Kriegskabinett angehörenden Minister selten gesehen, doch jetzt hielt er es für angebracht, sie über den Lauf der Ereignisse und die aktuelle Lage ins Bild zu setzen. Ob er die Zusammenkunft darüber

hinaus einberufen hatte, um seine Gegner im Kriegskabinett auszuma-
növrieren, indem er sich der Unterstützung des erweiterten Kabinetts für
seine kompromisslose Haltung in der Frage eines Vorstoßes bei Musso-
lini versicherte, ist unklar. Doch genau dies erreichte er. Nach der schwie-
rigen Diskussion im Kriegskabinett konnte er in dieser Runde seine Auf-
fassung uneingeschränkt und mit allem rhetorischen Elan vorbringen,
zumal zumindest ein Teil seines Publikums von vornherein geneigt war,
ihm zuzustimmen.¹⁰⁸

Rund fünfundzwanzig Minister verschiedener politischer Couleur, die
keineswegs alle leidenschaftliche oder langjährige Anhänger des Pre-
mierministers waren, hatten sich um den Tisch in Churchills Büro im
Unterhaus versammelt. Auch wenn ihnen die detaillierten Informatio-
nen fehlten, waren sie sich alle bewusst, wie ernst die Ereignisse auf der
anderen Seite des Ärmelkanals waren. Sie spürten, wie viel auf dem Spiel
stand. Die Spannung war fast mit Händen zu greifen, und Churchill ver-
säumte es nicht, diese Atmosphäre zu nutzen. Einer der Anwesenden, der
Minister für Kriegswirtschaft und führende Labourpolitiker Hugh Dal-
ton, fand Churchill »großartig«: Er sei »der Mann für diese Stunde, und
zwar der einzige, den wir haben«. Seine Rede war bewegend und auf-
bauend, auch wenn er weiterhin mit der Rettung von nicht mehr 50 000
Soldaten aus Dünkirchen rechnete und erklärte, die Evakuierung von
100 000 Mann wäre eine »großartige Leistung«. Dalton hielt ein Schlüs-
selargument Churchills fest, das er auch im Kriegskabinett anführen
sollte: »Es sei müßig anzunehmen, die Deutschen würden uns bessere
Bedingungen zugestehen, wenn wir versuchen, jetzt Frieden zu schlie-
ßen, anstatt weiterzumachen und die Sache auszufechten. Die Deutschen
würden unsere Flotte verlangen – ›Abrüstung‹ würde das genannt wer-
den –, unsere Marinestützpunkte und viele andre Dinge mehr. Wir wür-
den zu einem Staat von Sklaven werden, obwohl eine britische Regierung
als Marionette Hitlers installiert werden würde – ›unter Mosley oder
irgend so einer Person‹.«¹⁰⁹

Gegen Ende seiner Rede erklärte Churchill: »Natürlich werden wir,
was auch immer in Dünkirchen geschieht, weiterkämpfen.« Er wusste,
wie düster die Nachrichten aus der Hafenstadt noch immer waren. Bis
zum Ende dieses 28. Mai wurden nur 17 000 Soldaten gerettet. (Erst in
den folgenden Tagen stieg die Zahl der Evakuierten auf über 50 000 pro
Tag.) Aber seine Unbeugsamkeit kam an. Er war überrascht, wie diese

erfahrenen, verschiedenen politischen Richtungen angehörenden Parlamentarier seine Rede aufnahmen:

»Einige sprangen vom Tisch auf, stürzten auf meinen Stuhl zu, sie schrien und klopfen mir auf den Rücken. Kein Zweifel – hätte ich in dieser kritischen Stunde bei der Führung der Nation gewankt, so hätte man mich aus dem Amt gejagt. Ich wusste nun, dass jeder Minister eher gewillt war, in nächster Zeit zu sterben und Familie und Habe zu verlieren, als nachzugeben. Darin waren sie die wahren Vertreter des Unterhauses und fast des ganzen Volkes.«¹¹⁰

Binnen einer Stunde, nachdem man sich vertagt hatte, war das Kriegskabinett zusammengetreten, und Churchill berichtete seinen Kollegen von der Reaktion der Minister. Sie hätten die allertiefste Genugtuung ausgedrückt, als er ihnen mitgeteilt habe, dass eine Aufgabe des Kampfs nicht in Frage komme. Er könne sich nicht erinnern, jemals zuvor erlebt zu haben, dass sich eine Versammlung führender Politiker so entschieden geäußert habe. Während Halifax und Chamberlain das neue Antwortschreiben an Reynaud entwarfen, hatte sich Churchill Rückhalt für seinen Standpunkt beschafft. Damit hatte er die Oberhand gewonnen. Halifax leistete keinen Widerstand mehr. Churchill äußerte sich zufrieden über den von Chamberlain verlesenen Brief an Reynaud. Als Halifax jedoch die Frage eines gemeinsamen Appells der Alliierten an Präsident Roosevelt ansprach, den Reynaud ebenfalls vorgeschlagen hatte, blieb Churchill fest. Ein Appell an die Vereinigten Staaten wäre zum gegenwärtigen Zeitpunkt »völlig verfrüht«, erklärte er. Wiederum folgte seine politische Logik dem psychologischen Instinkt: Wenn man sich Deutschland »mutig entgegenstelle«, werde dies die Bewunderung und Hochachtung der Amerikaner finden, »ein kriecherischer Appell dagegen würde im Augenblick den denkbar schlechtesten Eindruck machen«.¹¹¹

Später am Abend ging das Antwortschreiben an Reynaud heraus. Der Text war von Chamberlain und Halifax redigiert und vom gesamten Kriegskabinett gebilligt worden,¹¹² doch sein Inhalt gab Churchills Haltung wieder. Wie von Chamberlain angeregt, wurde die Möglichkeit eines Vorstoßes bei Mussolini »zu einem späteren Zeitpunkt« nicht völlig ausgeschlossen. Eine Verbesserung der Lage, hieß es in dem Schreiben weiter, sei aber nur durch die Fortsetzung des Kampfes zu erreichen: »So

werden wir unsere Verhandlungsaussichten verbessern und die Bewunderung und vielleicht die materielle Hilfe der USA gewinnen.« Wenn Großbritannien und Frankreich weiter durchhielten, könnten sie sich »noch vor dem Schicksal Dänemarks oder Polens retten«. ¹¹³

Tatsächlich beschloss die französische Regierung trotz der britischen Ablehnung eines Vorstoßes bei Mussolini, ihrerseits ein einseitiges Angebot zu unterbreiten. Es wurde von Rom voller Verachtung zurückgewiesen. ¹¹⁴ Mussolini war auf Krieg aus, nicht auf friedliche Verhandlungen. Frankreich stand kurz vor der Niederlage im Kampf gegen Deutschland, und Mussolini wollte sich auf dem leichtesten und billigsten Weg einen Anteil an Ruhm und Beute sichern. Deshalb erklärte er Frankreich am 10. Juni den Krieg. Der französische Botschafter in Rom, André François-Poncet, bezeichnete diesen Schritt, als ihm der italienische Außenminister Graf Ciano die Nachricht überbrachte, zutreffend als »Dolchstoß gegen einen Mann, der schon am Boden liegt«. ¹¹⁵ Eine Woche später kapitulierte Frankreich.

Die britische Regierung hatte seit Mitte Mai damit gerechnet, dass Großbritannien, falls Frankreich besiegt werden sollte, allein weiterkämpfen und darauf hoffen müsse, so lange durchzuhalten, bis die Vereinigten Staaten sich entschlossen, dem Land beizustehen (wofür es keine Garantie gab). Nicht erwartet hatte man das »Wunder von Dünkirchen«. Ende Mai war in jeder Lageeinschätzung der Verlust fast des gesamten Expeditionskorps einkalkuliert worden. Unter dieser Voraussetzung war die politische Grundsatzentscheidung getroffen worden, deren Heranreifen wir hier verfolgt haben. Erst als sie bereits feststand, wurde mit jedem Tag klarer, dass der über den Ärmelkanal pendelnden Armada aus kleinen Booten – es waren Hunderte – etwas gelang, worauf in diesem Ausmaß niemand zu hoffen gewagt hatte. Trotz des unablässigen deutschen Bombardements wurden fast die gesamten britischen Truppen (und viele alliierte Soldaten), die in Nordfrankreich gekämpft hatten, vom Strand und aus dem Hafen von Dünkirchen evakuiert – bis zum 4. Juni insgesamt 224 301 britische sowie 111 172 französische und belgische Soldaten. ¹¹⁶ An diesem Tag konnte Churchill im Unterhaus das »Wunder von Dünkirchen« verkünden. Den rhetorischen Höhepunkt der mitreißenden Rede bildete das berühmte leidenschaftliche Versprechen: »[...] wir werden an den Küsten kämpfen, wir werden auf den Landungsplätzen kämpfen, wir werden auf den Feldern und in den

Straßen kämpfen, wir werden auf den Hügeln kämpfen; wir werden uns niemals ergeben [...]«¹¹⁷

Die Herzlichkeit und Begeisterung, mit der Churchills patriotische Ansprache aufgenommen wurde, nachdem die »Erlösung von Dünkirchen« eine düstere Notlage in einen relativen Triumph verwandelt hatte, markierten einen wichtigen Augenblick, in dem sein Ansehen und das Vertrauen in seine Fähigkeiten als unbeugsamer Kriegsführer enormen Auftrieb erhielten. Nach der Dünkirchenkrise überragte er seine Kollegen im Kriegskabinett gleichsam um Haupteslänge. Am 6. Juni konnte er ihnen mit unbestrittener Autorität mitteilen, die britische Regierung werde »unter gar keinen Umständen an Waffenstillstands- oder Friedensverhandlungen teilnehmen«.¹¹⁸

v

In einer Hinsicht änderte das Ergebnis der grundlegenden, intensiven und gelegentlich hitzigen Diskussionen der wenigen Tage zwischen dem 25. und 28. Mai nichts. Großbritannien befand sich bereits im Krieg mit Hitlers Deutschland und blieb es jetzt einfach. Dennoch war es eine fundamentale Entscheidung gegen eine Alternative, nämlich diejenige, Verhandlungen mit Hitler anzustreben, die bedeutet hätten, dass Großbritannien mit unabsehbaren, auf jeden Fall aber tief greifenden Folgen aus dem Krieg ausgeschieden wäre.

Es muss kaum eigens betont werden, dass nicht einmal Halifax die Kapitulation Großbritanniens oder einen Frieden zu Bedingungen, die dessen Unabhängigkeit eingeschränkt hätten, in Betracht zog. Ungeachtet ihrer Differenzen, bestand Halifax ebenso unerbittlich wie Churchill darauf, dass die britische Freiheit gewahrt bleiben müsse. Über dieses Ziel waren sich alle Mitglieder des Kriegskabinetts einig. Lediglich über den zu ihm hinführenden Weg waren der Premier und sein Außenminister geteilter Meinung.

Genauso wenig war es so, dass patriotische Selbstbehauptung und churchillscher Kampfgeist über Schwäche und Defätismus obsiegt hätten. Halifax war nicht weniger patriotisch als Churchill, und auch er war bereit, den Kampf fortzuführen, sofern dies der einzige Weg war. Aber er vertrat die begründete Auffassung, dass weiterzukämpfen, was frag-

los hohe Verluste mit sich bringen würde, nicht der einzige Weg war, der Großbritannien offenstand. Deshalb fand er Churchills Äußerungen, lieber kämpfend unterzugehen, als sich zu ergeben, ärgerlich, solange mögliche Alternativen nicht erkundet worden waren. Andererseits beruhte auch Churchills Standpunkt, bei aller Leidenschaftlichkeit des Ausdrucks und so sehr diese den nüchterner veranlagten Halifax reizte, auf Vernunft und Logik. Chamberlain und die anderen Mitglieder des Kriegskabinetts stellten sich schließlich nicht hinter Halifax, sondern hinter Churchill, weil dieser die besseren Argumente hatte.¹¹⁹

Halifax wollte einen Versuchsballon starten, um zu sehen, ob durch italienische Vermittlung der Weg zu einer umfassenden Vereinbarung geebnet werden könne. Er hielt es für unwahrscheinlich, wollte aber nichts unversucht lassen. In Wirklichkeit überschätzte er damit implizit Mussolinis Einfluss auf Hitler, der erheblich nachgelassen hatte, seit sein Eingreifen 1938 zum Münchener Abkommen geführt hatte. Wie Churchill im Kriegskabinett andeutete, war auch er offenbar nicht abgeneigt, den Versuch zu unternehmen, Italien um den Preis einiger britischer Besitzungen im Mittelmeer zu kaufen. Er hätte sich sogar, wie er einmal sagte, mit einer deutschen Vormachtstellung in Mittel- und Osteuropa abgefunden, wenn dies Großbritannien »aus dem Schlamassel« geholfen hätte.¹²⁰ Aber er hielt jede Fühlungnahme mit Mussolini für zwecklos, zumal nachdem Roosevelts Intervention im Namen der Alliierten so verächtlich zurückgewiesen worden war. Schlimmer noch, sie hätte Großbritannien in »gefährliches Gelände« gebracht. Chamberlain, der im Verlauf der Krise immer mehr zur Schlüsselfigur in der Auseinandersetzung zwischen Premier und Außenminister wurde,¹²¹ pflichtete Churchill darin bei, ebenso wie Attlee und Greenwood. Sobald Verhandlungen eröffnet gewesen wären – und zwar nicht nur mit Mussolini, sondern auch mit Hitler –, hätte dies Auswirkungen nicht nur auf die internationale Position Großbritanniens, sondern ebenso auf die Moral im Innern gehabt. Hitlers Stellung war angesichts des mächtigen Vorstoßes seiner Truppen in Frankreich extrem stark. Seine Forderungen wären höchstwahrscheinlich über die Rückgabe früherer deutscher Kolonien hinausgegangen und hätten Großbritannien ernsthaft geschwächt und seine Unabhängigkeit als Großmacht gefährdet.

Nach Halifax' Ansicht hätte sich Großbritannien in einem solchen Fall aus den Verhandlungen zurückziehen können. Churchill, der sich der

Zustimmung des übrigen Kriegskabinetts immer sicherer sein konnte, wies dagegen auf den irreparablen Schaden hin, der dann bereits angerichtet worden wäre, und zwar schon dadurch, dass man durch die Aufnahme von Verhandlungen die Bereitschaft signalisiert hätte, unvermeidliche Zugeständnisse in Erwägung zu ziehen. Nachdem die Bevölkerung erfahren hätte, dass die Regierung bereit gewesen wäre, über Friedensbedingungen nachzudenken, wäre es so gut wie unmöglich gewesen, die Kampfmoral wiederzubeleben. Und die Zugeständnisse, hob Churchill hervor, würden sich nicht auf einige Landstücke beschränken; allein schon die Erfüllung von Mussolinis Forderungen würde die britische Stellung im Mittelmeerraum und im Nahen Osten erheblich schwächen. Im Land selbst würde eine Marionettenregierung eingesetzt werden. Eine weitere Bedingung würde zweifellos die weitgehende Entwaffnung sein. Die Marine würde man wahrscheinlich auflösen oder unter deutsche Kontrolle stellen müssen.¹²²

Von Halifax abgesehen, fanden die Mitglieder des Kriegskabinetts diese Argumentation letztendlich überzeugend. Und selbst Halifax stimmte dem Text des am Abend des 28. Mai an Reynaud gesandten Telegramms zu, das die von Churchill dargelegte Position wiedergab, auch wenn Chamberlain mit Hilfe des Außenministers dem Text den letzten Schliff gegeben hatte.

Drei Tage, von Halifax' Treffen mit Bastianini am späten Nachmittag des 25. Mai bis zur Versendung des Telegramms an Reynaud am Abend des 28. Mai, hatte man für die Entscheidung gebraucht. Es war eine kollektive Einigung, da sich schließlich auch Halifax den Wünschen der anderen Mitglieder des Kriegskabinetts gebeugt und sein bindendes Einverständnis zu der Entscheidung gegeben hatte (ein Punkt von nicht geringer Bedeutung, demonstrierte man Parlament und Bevölkerung doch damit die Einigkeit der Regierung). Sie war durch vernunftgeleitete Diskussionen zwischen den fünf (gelegentlich, wenn Sinclair teilnahm, auch sechs) Ministern erreicht worden, unter denen Churchill zwar eine Vorrangstellung einnahm, aber keine volle Vorherrschaft ausübte. Er hatte sich nicht mit Macht- und Druckmitteln, sondern mit Argumenten durchgesetzt. Attlee und Greenwood hatten Churchill instinktiv unterstützt, aber den wichtigsten Beistand im Kriegskabinett hatte Chamberlain geleistet, der die Frage, wie bei ihm gewohnt, erst von allen Seiten eingehend geprüft hatte, bevor er seine anfängliche Zweideutigkeit auf-

gab und sich rückhaltlos hinter Churchill stellte. Danach war Halifax (abgesehen vom Rücktritt, der ebenso schädlich wie nutzlos gewesen wäre und im Übrigen nie mehr als ein flüchtiger Gedanke gewesen war) kaum eine andere Wahl geblieben, als sich der Position seiner Ministerkollegen anzuschließen.

Auffällig an diesem Entscheidungsprozess ist, wie wenige Personen an ihm beteiligt waren und wie begrenzt, zumal in einer parlamentarischen Demokratie, die Zahl derjenigen war, die eine Ahnung davon hatten, was auf dem Spiel stand. Genau wusste es nur der kleine Kreis des Kriegskabinetts, über den hinaus so gut wie nichts durchsickerte. Selbst die Mitglieder des erweiterten Kabinetts tappten weitgehend im Dunkeln. Im Apparat des Kabinetts und im Außenministerium wusste nur die oberste Ebene Bescheid. Die Bevölkerung ahnte natürlich nicht, vor welcher weit reichender Entscheidung das Kriegskabinett stand, und erkannte erst nach und nach die Ungeheuerlichkeit der Ereignisse, die sich praktisch vor ihrer Haustür auf der anderen Seite des Ärmelkanals abspielten. In der heutigen Welt der globalen Vernetzung und nahezu zeitgleichen Fernsehberichterstattung über Kriege, die Tausende von Kilometern entfernt stattfinden, ist dies kaum noch vorstellbar.

Auch die Protagonisten selbst haben einen Schleier über die Ereignisse geworfen. Weder Churchill noch Halifax berichteten in ihren nach dem Krieg geschriebenen Memoiren von dem kurzzeitig erwogenen Vorschlag, durch Vermittlung Italiens eine Übereinkunft mit Hitler herbeizuführen. Im Entwurf seiner Kriegsmemoiren hatte Churchill zwar geschrieben, dass Halifax bereit gewesen sei, einen »gefährlichen Feind« zu beschwichtigen, und dessen Treffen mit Bastianini erwähnt. Dann war er aber dem Ratschlag gefolgt, Diskretion walten zu lassen, und hatte diese Stelle aus der Druckfassung gestrichen.¹²³ Erst als dreißig Jahre nach den Ereignissen die Regierungsakten zugänglich wurden, konnte man in vollem Umfang nachvollziehen, wie tief greifend und lebenswichtig die Überlegungen jener Maitage für die Zukunft Großbritanniens gewesen waren.¹²⁴

Darüber, was geschehen wäre, wenn man sich für Halifax' Strategie entschieden hätte, lassen sich natürlich nur Spekulationen und Vermutungen anstellen. Einiges von dem, was Churchill und die anderen Mitglieder des Kriegskabinetts in diesem Fall erwarteten, ist hier bereits dargelegt worden, und man weiß genug über die deutschen Pläne, um

eine Vorstellung davon zu erhalten, was auf Großbritannien zugekommen wäre, wenn es um Frieden nachgesucht hätte.¹²⁵ Die erste deutsche Vorbedingung für die Aufnahme von Verhandlungen wäre sicherlich ein Regierungswechsel in London gewesen. Churchill, der seit langem als Erzexponent einer antideutschen, kriegstreiberischen Fraktion galt, und seine Anhänger wären gezwungen gewesen, aus dem Amt zu scheiden, um einer Regierung Platz zu machen, die stärker auf die Interessen des Deutschen Reichs eingestellt und im Interesse des europäischen Friedens eher zu bedeutenden Konzessionen bereit gewesen wäre, als man es unter Churchills Führung jemals erwarten durfte. Churchill selbst rechnete, wie erwähnt, damit, dass die Deutschen auf einer Marionettenregierung unter dem britischen Faschistenführer Oswald Mosley bestehen würden.¹²⁶ Wahrscheinlicher wäre gewesen, dass man versucht hätte, David Lloyd George als Chef einer Regierung von Berlins Gnaden einzusetzen. Der ehemalige Premierminister aus der Zeit des Ersten Weltkriegs wurde von Hitler bewundert und war seinerseits, als er ihn 1936 in Berchtesgaden besucht hatte, ein großer Bewunderer des deutschen Diktators.

Tatsächlich hatte Churchill Lloyd George in sein Kabinett berufen wollen. Der hatte jedoch das Angebot vom 13. Mai, das Landwirtschaftsministerium zu übernehmen, abgelehnt, weil er nicht mit Chamberlain zusammenarbeiten wollte. Lloyd George, der mittlerweile hoch in den Siebzigern war, glaubte, dass Großbritannien den Krieg nicht gewinnen könne und zu gegebener Zeit einen Verhandlungsfrieden würde anstreben müssen.¹²⁷ Aber er besaß immer noch politisches Gewicht, und seine Stimme wurde sowohl im Ausland als auch in Großbritannien gehört. Angesichts der düsteren Situation von Ende Mai sprach Churchill mit Chamberlain über die Möglichkeit, Lloyd George in die Regierung zu holen. Chamberlain erwiderte freimütig, dass er Lloyd George nicht traue und nicht mit ihm zusammenarbeiten könne. Churchill müsse sich zwischen ihnen entscheiden. Daraufhin ließ Churchill den Gedanken umgehend fallen, da er Chamberlain nicht verlieren wollte. Sie würden zusammen dienen und auch »zusammen untergehen«, bemerkte er etwas kryptisch. Er wisse auch nicht, was Lloyd George denke oder ob er sich als defätistisch erweisen würde.¹²⁸ Das hielt ihn indessen nicht davon ab, noch mehrmals an ihn heranzutreten. Aber alle Versuche, ihn ins Kabinett zu holen, scheiterten an der unversöhnlichen Feindschaft zwischen ihm und Chamberlain.

Lloyd George war nicht direkt defätistisch eingestellt. Im Sommer 1940 vertrat er die Ansicht, dass Friedensverhandlungen nicht sofort aufgenommen werden sollten, sondern erst, nachdem der deutsche Angriff abgewehrt worden sei und man aus einer besseren Position heraus verhandeln könne. Dennoch war das Misstrauen berechtigt, das Churchill und Chamberlain ihm gegenüber hegten. Im Herbst 1940 sah sich Lloyd George als Frieden stiftenden Premierminister, sobald Großbritanniens Überleben gesichert wäre, man zugleich aber erkannt hätte, dass ein totaler Sieg über Deutschland ausgeschlossen sei. Er würde »warten, bis Winston am Ende ist«, wie er seinem Sekretär im Oktober 1940 anvertraute.¹²⁹ Vorher, im Juni und Juli, als praktisch jeden Tag Gerüchte über Friedensinitiativen umgingen, erreichte Berlin die Mär, dass Lloyd George bald an Churchills Stelle treten würde.¹³⁰ Er wäre Hitler als britisches Pendant zu Marschall Pétain an der Spitze einer Regierung nach dem Vorbild Vichys sicherlich willkommen gewesen, möglicherweise unter einem wieder inthronisierten König Edward VIII.¹³¹

Sobald sich eine solche Regierung auf das von Churchill so deklarierte »gefährliche Gebiet« von Verhandlungen begeben hätte, wäre sie in ihrer schwachen Position gezwungen gewesen, Territorien und Waffen an Deutschland abzutreten. Obwohl Hitler später bei zahlreichen Gelegenheiten erklärte, er habe das britische Empire erhalten wollen, ist es undenkbar, dass dies seinen Fortbestand als unabhängige Macht bedeutet hätte. Wie im nächsten Kapitel zu sehen, wäre von manchen Teilen seines Regimes, insbesondere von der Kriegsmarine, sicherlich Druck ausgeübt worden, beträchtliche territoriale Gewinne auf Kosten Großbritanniens zu erzielen sowie die Bedrohung durch die Royal Navy ein für alle Mal zu beseitigen.

Selbstverständlich hätte eine britische Exilregierung aus irgendeinem Teil der Dominions den Kampf fortgesetzt. Vielleicht wäre es sogar gelungen, die Flotte herauszuholen und in Häfen des befreundeten Auslands in Sicherheit zu bringen. Aber es ist kaum vorstellbar, dass Großbritannien im späten Frühjahr oder Sommer 1940 aus Friedensverhandlungen, um die es selbst gebeten hätte, anders als zutiefst geschwächt hervorgegangen wäre.

Wenn Großbritannien Deutschland unterstützt oder ihm zumindest wohlwollend neutral gegenübergestanden hätte, wäre Roosevelts Neigung, ihm materielle und militärische Hilfe zu leisten, natürlich

